

# DAS WÜRFELSPIEL DER GÖTTER



RAIK  
THORSTAD



CURSED

Deutsche Erstausgabe (PDF) November 2019

© 2019 by Raik Thorstad

Verlagsrechte © 2019 by Cursed Verlag  
Inh. Julia Schwenk, Taufkirchen

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags, sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile,  
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit  
Genehmigung des Verlages.

Bildrechte Umschlagillustration  
vermittelt durch Shutterstock LLC  
Satz & Layout: Cursed Verlag  
Covergestaltung: Hannelore Nistor  
Druckerei: CPI Deutschland  
Lektorat: Anne Sommerfeld

ISBN-13 (Print): 978-3-95823-229-7

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.cursed-verlag.de](http://www.cursed-verlag.de)

RAIK  
THORSTAD

DAS WÜRFELSPIEL  
DER GÖTTER

Gewidmet denen, die dieses Buch von Kindesbeinen an begleitet und den  
Protagonisten über Jahre die Treue gehalten haben.  
Ihr seid zu viele, um euch alle beim Namen zu nennen, aber ihr wisst, wer  
ihr seid. Und ich weiß es auch.



# Kapitel 1

Surrend raste die Speerspitze an Ciarans Oberarm vorbei. Der Angriff warf ihn aus dem Gleichgewicht, sodass er knurrend einen Fußbreit des hart erarbeiteten Bodens preisgeben musste. Schweiß perlte ihm von der Stirn und drohte, ihm in die Augen zu rinnen.

Sein gedrungener Gegner tänzelte auf dem sandigen Untergrund. Immer wieder wirbelte er Staub in Ciarans Richtung auf, zweifelsohne, um ihn zum Husten zu bringen und sich damit einen Vorteil zu verschaffen.

Ein langer Schritt nach links, eine schnelle Drehung, zwei Speere, die wuchtig aufeinandertrafen und doch voneinander abglitten, ohne Schaden zu verursachen. Der mit dünnem Leder umwickelte Griff vibrierte in Ciarans ermüdenden Fingern.

Ausfallschritt, eine ungeschickte Schrittfolge und da, eine Lücke in der Deckung? Vielleicht aber auch nur eine vorgetäuschte Schwäche, die ihn leichtsinnig machen sollte.

Erneut eine Finte, eine schnelle Abfolge von Schlägen ohne Stich, doch mit Druck auf seinen linken Arm.

Ciaran wusste, was sein Gegner vorhatte: Er wollte ihn zwingen, sich mit ihm zu drehen, bis ihm das Sonnenlicht in die Augen stach. Aber er hatte zu viel Erfahrung, um auf solche Spielereien hereinzufallen. Auch wenn ihn die langen Stunden ermüdet hatten, in denen er sich mit Speer und *Gladius* gegen immer neue Angreifer verteidigen musste, war er noch lange nicht so erschöpft, dass er sich in einen so offensichtlichen Fehler locken ließ und durch eine ungünstige Position seinen größten Vorteil aufgab.

Es gab nicht viele Männer, die es mit seinem hohen Wuchs aufnehmen konnten. Den meisten wurden seine Reichweite und seine angeborene Beharrlichkeit zum Verhängnis. Und auch von diesem Jungspund würde er sich nicht in den Staub der Arena schicken lassen.

In den Augen seines Gegenübers blitzte Triumph auf, als sich Ciaran vermeintlich schwer atmend mit der Tunika das Gesicht trocknete. Es war kaum mehr als ein Fingerzeig, und doch ließ sich der Junge verführen. Den sicheren Sieg vor Augen sprang er auf Ciaran zu und hob den Speer, um ihn in seine linke Schulter zu stoßen.

Das geschliffene Holz zeichnete einen Kreis in die vor Hitze flirrende Luft und traf mit ungebrochener Wucht auf eine ungeschützte Kniescheibe. Mit einem überraschten Aufschrei ging der Junge zu Boden.

Ciaran trat einen Schritt nach vorn, setzte einen Fuß auf die Waffe des Angreifers und bohrte die stumpfe Speerspitze zielsicher in die verletzte Kehle.

Er gestattete sich ein Lächeln. »Das war gute Arbeit. Aber fall niemals auf Anzeichen von Schwäche oder Müdigkeit herein. Bei zehn Feinden magst du vielleicht im Vorteil sein und mit dem Leben davonkommen, aber spätestens der elfte schneidet dir das Herz heraus«, erklärte er dem gefallenen Gegner.

Frustration ließ die Augen des Jungen tiefschwarz werden und damit dieselbe Farbe annehmen wie der Schopf krauser Haare auf seinem unförmigen Schädel. Bevor er etwas entgegen konnte, dröhnte der Gong durch die Arena und beendete die täglichen Kämpfe. Ein vielstimmiges Klappern setzte ein, als sich überall auf dem Platz Soldaten von ihren Waffen befreiten, ihre leichten Übungsrüstungen ablegten und den Zuschauern, die auf überdachten Rängen die Übungen verfolgt hatten, scherzhafte Bemerkungen zuriefen.

Auch Marcus *Ciaran* Vergilius ließ den Speer neben sich in den Sand fallen. Obwohl er den ganzen Morgen über von verschiedensten Gegnern gefordert worden war und jedem einzelnen eine Lektion erteilt hatte, die ihnen vielleicht eines Tages das Leben retten würden, ging sein Atem so ruhig, als läge er entspannt beim Essen. Der Schweiß, der ihm über das Gesicht und die nackten Beine rann, stand in einem merkwürdigen Widerspruch dazu.

Ciaran kratzte sich das sorgfältig rasierte Kinn und schielte zur Sonne hinauf. Es waren Tage wie diese, an denen er Rom aus tiefstem Herzen verabscheute. Das lag weniger an der Stadt selbst, sondern vielmehr an der Hitze, die zur Mittagszeit über den sieben Hügeln stand, und ihn immer wieder daran erinnerte, dass er nicht gänzlich hierhergehörte.

Er war in einem fernen Land nördlich der *Alpis* geboren worden und hatte daher mit dem römischen Sommer weit mehr Schwierigkeiten als seine Freunde und Kampfgefährten. Dennoch liebte er die weitläufige Stadt mit ihren prächtigen Statuen, Aquädukten, Schenken, Märkten, pompösen Theatern, Badehäusern und Tempeln. Sie war die einzige Heimat, die er kannte.

Für den Moment konnten ihm die zahlreichen Möglichkeiten der Zerstreuung jedoch gestohlen bleiben. Er sehnte sich nach der Kühle unter den Rängen. Dort verbargen sich die Katakomben, in denen nicht nur die Waffen lagerten, sondern auch die Pferde der Reitersoldaten untergebracht waren.

Mit langen Schritten strebte Ciaran dem steinernen Torbogen zu, durch den bereits viele seiner Gefährten eilten. Ein schlanker Mann mit breiten Schultern tauchte an Ciarans Seite auf und stieß ihm spielerisch in die Flanke, nur um ihm gleich darauf den Arm um die Mitte zu schlingen.

»Wie sieht es aus, mein Freund? Kann ich dich heute endlich überreden, mit mir in die Taverne zu kommen, von der ich dir schon seit Wochen erzähle? Sie haben dort nicht nur den besten Wein der Stadt, sondern auch die schönsten Sklavinnen, um ihn auszuschenken. Mein Wort darauf.«

Ciaran lachte leise in sich hinein und legte Silvius den Arm um die Schulter, bevor er grinsend erwiderte: »Du gibst wirklich nie auf, nicht wahr? Ich glaube dir ja, dass die Frauen dort wunderschön sind. Aber ich ziehe es trotzdem vor, meine Zeit in der verdorbenen Schenke neben dem Bacchus-Tempel zu verbringen, wo die Sklaven mindestens genauso hübsch, aber an den richtigen Stellen besser ausgestattet sind.«

Ciaran konnte nicht genau sagen, wie lange sie dieses Spiel schon spielten. Silvius, der mit seinen auffälligen blauen Augen und dem verschmitzten Lächeln der Traum so mancher jungen oder auch älteren Frau war, versuchte seit Jahr und Tag, ihm das weibliche Geschlecht schmackhaft zu machen. Er stellte ihm die hübschesten Mädchen vor und suchte die exotischsten Sklavinnen aus, doch Ciaran konnte nichts mit ihnen anfangen. Und obwohl Silvius genau um seine Neigungen wusste, hielt er dennoch daran fest, ihn damit zu necken, eines Tages sein Glück mit einer Frau zu versuchen.

Schon früh hatte sich gezeigt, dass Ciaran nicht die Abwechslung liebte, sondern einzig und allein die Berührung seiner Geschlechtsgenossen brauchte. Damit war er ein Außenseiter, denn die meisten Männer, die seine Neigung teilten, vergnügten sich auch mit Frauen, hatten häufig ein Eheweib und Kinder.

»Komm schon, Ciaran«, versuchte Silvius ihn zu locken, nachdem er sich vergewissert hatte, dass niemand in der Nähe war. »Das Mädchen, das ich für dich ausgesucht habe, hat Hüften, die einen versiegten Fluss wieder zum Sprudeln bringen könnten.«

Ciaran warf Silvius einen warnenden Blick zu. So sehr er es auch vorzog, wenn ihn seine Freunde und Vertrauten Ciaran nannten, so bewusst war ihm, dass viele es nicht gutheißen würden, dass er sich bei seinem Geburtsnamen rufen ließ.

Solange er die lederne Rüstung trug, die ihn als Mitglied der fünften Legion Roms, Kavallerieeinheit, erste Turma, auszeichnete, war er Marcus Vergilius: anerkannter Bürger des Reiches, herausragender Kämpfer am Boden und zu Pferd, Grundbesitzer im Osten der Stadt und der fähigste Krieger mit dem mächtigen Breitschwert der Kelten, den Rom je gesehen hatte.

Doch wenn er erschöpft nach Hause ritt, die Nächte mit seinen Freunden in Wein ertränkte, die Angelegenheiten seines Handelshauses regelte oder nachdenklich im Atrium seiner Villa saß, war er einfach nur Ciaran. Sohn einer keltischen Sklavin namens Eila, die er nie kennengelernt hatte, aber die das Herz seines Ziehvaters so sehr für sich eingenommen hatte, dass er nach ihrem Tod ihr Kind als sein eigenes aufzog.

»Schon gut, ist doch niemand in der Nähe.« Silvius zwinkerte ihm zu und folgte ihm durch einen niedrigen Gang in die Stallungen.

»Das hast du beim letzten Mal auch gesagt, und hinterher hatte ich alle Hände voll zu tun zu erklären, was du dir dabei gedacht hast«, erinnerte Ciaran ihn.

»Du hast es überlebt, würde ich sagen. Also jammer nicht wie ein Esel, und sag mir lieber, ob ich heute Abend mit deiner geschätzten Anwesenheit rechnen kann.«

»Nur, wenn du vorhast, mir im Badehaus Gesellschaft zu leisten, denn ich weiß nicht, ob ich das Wasser heute noch einmal verlassen werde«, erwiderte Ciaran und zupfte angewidert an der weißen Tunika, die sich schmatzend von seiner Haut löste.

»Bei Bacchus, bist du langweilig. Dann nimm dir wenigstens ein paar schöne Jungen mit ins Wasser, damit du nicht vollkommen versauerst.« Silvius verdrehte die Augen, lachte aber schon wieder, als Ciaran ihn in den Oberarm zwickte.

»Dafür sorgt im Zweifelsfall schon der gute Augustus.« Ciaran seufzte. Er musste sich ducken, um sich nicht den Kopf an dem Torbogen über dem Zugang zu den Ställen zu stoßen. »Wenn er wirklich diesen Erlass durchsetzt, nachdem es die Pflicht eines jeden guten Römers sein soll, sich eine Frau zu nehmen und Kinder in die Welt zu setzen, bin ich in Schwierigkeiten.«

Silvius betrat den Stellplatz seines unruhigen Rappens, dessen kleiner, eleganter Kopf auf eine persische Abstammung hindeutete. »Selbst wenn, dann fällt dieses Gesetz spätestens wieder, wenn er seine letzte Wanderung antritt. Seitdem er mit seiner Gesundheit zu kämpfen hat, ist er ein wenig sonderlich geworden. Wenn du mich fragst, wird er nicht mehr lange unter uns weilen. An deiner Stelle würde ich mir keine Sorgen machen.«

»Nicht?«, entgegnete Ciaran und sah nach, ob das Breitschwert, mit dem er so viel lieber kämpfte als mit dem schmalen *Gladius* der Legionen, noch an seinem Platz war: in einer ledernen Scheide am Sattel seines breit gebauten, gedrungene Apfelschimmels. »Ich mache mir aber Sorgen. Er hat neuerdings begonnen, den Dichtern und Philosophen das Leben schwer zu machen, wusstest du das? Er will sie verbannen lassen, wenn sie weiterhin Schriften über freie Liebe verbreiten.«

»Vermutlich will seine kaiserliche Männlichkeit nicht mehr so wie er, und deswegen will er allen anderen auch das Leben schwer machen«, lästerte Silvius.

Obwohl Ciaran wusste, dass so respektlose Bemerkungen einen unter Umständen in böse Schwierigkeiten bringen konnten, musste er lachen. Silvius' trockener Humor war nur einer von vielen Gründen, warum er ihn so gern um sich hatte.

Er wickelte sich die Zügel ums Handgelenk und gab seinem Pferd einen freundlichen Klaps auf die Schulter. »Wenn es wirklich so weit kommt, werde ich wohl der Legion den Rücken kehren und eine meiner Karawanen nach Osten begleiten.«

»Um dir eine Frau zu suchen oder weil du hoffst, dass Augustus in den zwei oder drei Jahren deiner Reise das Zeitliche segnet?« Silvius band seinen Rappen los, der sofort anfang, unruhig mit den Hufen zu scharren und versuchte, gegen die niedrige Decke der Katakomben zu steigen.

»Letzteres«, gab Ciaran unumwunden zu. »Oder ich baue darauf, dass wir endlich einmal in die Schlacht geschickt werden.«

Die Hufe der ungleichen Pferde klapperten auf dem gepflasterten Boden, als die Freunde sie aus der Dunkelheit der Stallungen auf den fast weißen Sand des Vorplatzes führten.

Silvius strich sich die halblangen braunen Haare hinter die Ohren. »Diese Hoffnung kannst du getrost aufgeben. Wir sind schließlich der Stolz der römischen Armee.« Er schnaubte abfällig. »Muss ich dich tatsächlich daran erinnern? Wir sind die, die jedes Mal gerufen werden, wenn der Kaiser Eindruck schinden will. Aber niemals dann, wenn es eine Schlacht zu gewinnen gilt. Augustus möchte schließlich nicht riskieren, dass die Welt erfährt, dass seine ehrenwerten Haustiere genauso bluten und sterben wie jeder andere Legionär.«

Ciaran sprang vom Boden ab, lehnte sich über den Sattel und zog sich mithilfe des Sattelknaufs auf den Pferderücken. Im Stillen dachte er, dass es eine Schande war, dass noch niemand einen Weg gefunden hatte, bequemer auf ein Pferd zu gelangen.

Als er aufrecht saß, warf er Silvius einen finsternen Blick zu. »Es ergibt einfach keinen Sinn. Einhundertzwanzig handverlesene Männer, die fast jeden Gegner im Zweikampf besiegen können und dank ihrer Pferde beweglicher und schneller sind als jeder Fußsoldat, und statt uns endlich auf das Schlachtfeld zu lassen, müssen wir in Rom zurückbleiben. Alles nur, um einen Mythos zu bewahren.«

»So ist es nun einmal. Wir sind die Unbesiegbaren«, erwiderte Silvius dumpf. »Unsere Aufgabe als Vorbild für die Legionen und Abschreckung für unsere Gegner ist wichtiger als unser Wunsch, die Welt zu sehen und wahren Ruhm zu ernten.«

»Du sagst es, Bruder, du sagst es.« Ciaran befiengerte den mit silbernen Einlegearbeiten versehenen Griff seines Schwertes. »Nur einmal will ich aus der Stadt herauskommen, statt alberne Vorführungen zu geben, wenn Augustus jemanden mit der Stärke seiner Armee beeindrucken will.«

»Vielleicht kommt unsere Zeit, wenn der neue Kaiser eingesetzt wird.« Silvius schwang sich auf seinen Rappen. »Wir sehen uns morgen?«

»Morgen bei Sonnenaufgang. Wie immer«, gab Ciaran zurück, bevor sie ihre Pferde in unterschiedliche Richtungen davontrieben.

Ciarans Apfelschimmel fiel unaufgefordert in einen schaukelnden Galopp, als wüsste er genau, dass sein Herr so rasch wie möglich nach Hause wollte. Mehr

als eine in fadenscheinigen Stoff gekleidete Gestalt musste den donnernden Hufen ausweichen, denn weder Tier noch Reiter achteten auf die Passanten, die die schmalen Gassen um die Arena bevölkerten.

Erst am Tor unterhalb der Hügel zügelte Ciaran den Schimmel. Zu viele Sklaven drängten sich dort, um die Einkäufe ihrer Herren nach Hause zu bringen, von den Karren der Händler ganz zu schweigen. Sobald er die Engstelle passiert und freies Gelände erreicht hatte, jagte er durch die Olivenhaine und an den niedrigen Katen der Schäfer entlang, die ihre Tiere auf den Weiden innerhalb der äußeren Stadtmauern grasen ließen.

Die Sonne hatte ihren höchsten Stand bereits hinter sich gelassen, als endlich die ersten Ausläufer seines Zuhauses vor ihm auftauchten. Lorbeerbäume säumten einen mit roter Erde aufgefüllten Pfad, der sich von einer breiten Torfahrt ausgehend den Hügel hinaufzog. Die Mauer, die das Anwesen mit den gepflegten Gärten, Stallungen und Nebengebäuden in weiten Windungen umrahmte, war hoch genug, um Dieben ernsthafte Schwierigkeiten zu bereiten. Sollte sie dennoch jemand überwinden, so würde derjenige in die Arme der Wachen laufen, die Ciaran zum Schutz seines Grunds und Bodens angeheuert hatte.

Die Villa selbst thronte auf der Kuppe des Hügel, eingerahmt von Säulen und Statuen der Gottheiten, die den Einwohnern Glück, Gesundheit und Wohlstand schenken sollten. Der sandfarbene Stein von Haupthaus und Nebengebäuden war weithin zu sehen und in den Wassergräben, die das Grundstück in gleichmäßigen Abständen durchzogen, glitzerte selbst während der störrischsten Dürre Wasser.

Fester Stein, rote Erde und ein endloser Zustrom an sauberem Wasser. Das war wahrer Reichtum.

Ciaran lächelte in sich hinein, als ihm die Anspannung der vergangenen Stunden von den Schultern glitt. Wie sehr liebte er diesen Ort, an dem er eine so unbeschwerte Kindheit verbracht hatte.

Gaius Vergilius war ihm ein guter Vater gewesen und hatte ihn nie spüren lassen, dass er nicht sein leibliches Kind war. Und obwohl sie manche ernsthafte Auseinandersetzung gehabt hatten, war Ciaran in dem sicheren Wissen aufgewachsen, dass ihn der alte Mann mit den traurigen Augen aufrichtig liebte.

Wie gut er es tatsächlich getroffen hatte, war ihm allerdings erst später bewusst geworden. Gaius Vergilius war ein ausgesprochen wohlhabender Mann gewesen. Ciaran hatte die gebildetsten Lehrer und mehr Freiheiten gehabt, als er ausnutzen konnte. Hunger, Armut und eine harte Hand hatte er nie kennengelernt. Selbst als er verkündet hatte, dass er Soldat werden wolle, hatte sein Ziehvater nach langen und zähen Debatten seinen Wünschen nachgegeben. Die Akademie hatte ihn nur zu gern aufgenommen.

Anfangs hatte Ciaran geglaubt, dass er in erster Linie wegen seines offenkundigen Talents und seiner körperlichen Eigenschaften seiner Turma zugeteilt worden war. Doch mit der Zeit hatte er begriffen, dass es den Römern schlicht gefiel, ein Exempel an ihm zu statuieren. Er war der lebende Beweis, dass ein jeder Mann, egal, woher er kam, egal, wer seine Vorfahren gewesen waren, seines eigenen Glückes Schmied war und ein wertvoller Teil der römischen Gesellschaft sein konnte. Er war der kultivierte Wilde, das Gegenstück zu all den störrischen Volksstämmen, die sich gegen die ordnende Hand des Römischen Reiches wehrten. Und so stolz er auch war, zu den erlesensten Kämpfern des Reiches zu gehören, war er nicht sicher, wie gut es ihm gefiel, seine Herkunft in den Vordergrund gestellt zu sehen.

Roter Staub wirbelte auf, als Ciaran im Schatten der Lorbeerbäume auf den Vorplatz der Villa zutrabte. Sklavenkinder tauchten an seiner Seite auf und rannten lachend einige Schritte mit ihm mit, bevor sie sich, wechselhaft wie das Meer, interessanteren Dingen zuwandten. Offenbar waren sie für heute ihren Lehrern entkommen.

Die meisten Großgrundbesitzer hielten es für gefährlich, Sklaven das Lesen, Rechnen und Schreiben beizubringen, von Philosophie und Götterkunde ganz zu schweigen. Doch der alte Vergilius war stets der Meinung gewesen, dass es weder gerecht noch göttergefällig war, Menschen absichtlich dumm zu halten und ihnen dadurch die Möglichkeit zu nehmen, sich weiterzuentwickeln.

Ciaran teilte die Ansichten seines Vaters. Auch der Gedanke, dass viele Römer ihre Sklaven regelmäßig schlugen und nach Gutdünken hungern ließen, gefiel ihm nicht. Nicht, dass er sich grundsätzlich gegen die Sklaverei gestellt hätte, aber er verlor niemals aus den Augen, dass sie Menschen waren. Es lag in seiner Verantwortung, sich um ihr Wohlergehen zu kümmern und darauf zu achten, dass sie gesund, wohlgenährt und – soweit es möglich war – zufrieden waren. Vielleicht seine anspruchsvollste Aufgabe.

Schaumflocken lösten sich vom Maul des Apfelschimmels, als Ciaran ihn vor dem Brunnen in der Mitte des Vorplatzes zügelte und aus dem Sattel sprang. Augenblicklich tauchte einer der Stallburschen neben ihm auf und nahm ihm das Pferd ab.

»Gib ihm erst in ein paar Augenblicken zu trinken. Ich bin schnell geritten, und ich will nicht, dass er sich verschluckt«, wies er den Jungen an.

Anschließend strebte Ciaran hastig auf die weit offen stehende Haustür zu, um der Hitze der Mittagssonne zu entkommen. Im Rahmen tauchte eine korpulente Frau in einem blauen Unterkleid mit hellem Überwurf auf. Obwohl sie kampflustig die Arme vor der Brust verschränkt hatte, lächelte sie ihm entgegen.

Deborah war in die Sklaverei hineingeboren worden und hatte nie etwas anderes kennengelernt. Als Gaius Vergilius starb, hatte sie sich geweigert, sich von ihrem neuen Herrn, für den sie die einzige Mutter war, die er je gekannt

hatte, in die Freiheit schicken zu lassen. Das Band aus gehärtetem Silber, das um ihren faltigen Hals lag, war ein Symbol für den Kompromiss, den sie geschlossen hatten. Es machte ihren Stellenwert sichtbar, änderte aber nichts an ihrer Position als Sklavin, die sie mit Klauen und Zähnen verteidigte.

Die mit Henna gefärbten und locker im Nacken zusammengefassten Haare umrahmten Deborahs von feinen Runzeln überzogenes Gesicht. Drohend hob sie den Zeigefinger, als Ciaran auf sie zukam, und verkündete mit schnarrender Stimme: »Ich habe drei Jahre lang gesehen, wie du deinen Vater angefleht hast, weil du unbedingt dieses Pferd ausbilden wolltest. Dieses und kein anderes. Wenn du es nun zu Schanden reitest, komm hinterher bloß nicht zu mir, um dich auszuweinen.«

Ciaran spürte, dass sich seine Mundwinkel zu einem frechen Grinsen hoben. Er sprang die Stufen hoch und umarmte die ältere Frau. »Er kann das verkräften. Ich glaube, er hat heute weniger geschwitzt als ich.«

Deborah tätschelte seine Wange. »Dann wird es dich sicher freuen zu hören, dass ich die Mädchen Wasser habe aufwärmen lassen. Dein Bad müsste bereit sein.«

Dankbar küsste Ciaran Deborahs Stirn, bevor er ohne ein weiteres Wort die Villa betrat. Er durchquerte den kühlen Flur, nur um das Gebäude auf der anderen Seite wieder zu verlassen. Rasch ließ er das gepflegte Atrium mit seinen Schatten spendenden Bäumen hinter sich, um das Badehaus zu betreten.

Der Duft von ätherischen Ölen schlug ihm entgegen, als er die aus geflochtenen Holzstreben gefertigte Tür aufstieß. Seine feuchte Tunika und die Sandalen landeten innerhalb weniger Augenblicke auf einer steinernen Bank unterhalb eines aufwendigen Mosaiks. Auch das großzügig bemessene Becken war mit winzigen, Sagengestalten bildenden Steinchen ausgelegt, die in Bewegung gerieten, als Ciaran sich ins Wasser gleiten ließ.

Er setzte sich auf eine der eingelassenen Stufen und legte den Kopf auf den Beckenrand. Die Wärme lockerte seine Muskeln und breitete sich nach und nach in seinem Körper aus. Er wusste nicht, ob es der Wahrheit entsprach, dass häufiges Baden der Gesundheit zuträglich war, aber für sein Wohlbefinden war es mehr als förderlich.

Lange ruhte er mit geschlossenen Augen im Wasser und dachte an die einzelnen Kämpfe zurück, die er am Morgen bestritten hatte. Erst dann griff er nach dem Handstriegel und begann, sich zu reinigen.

Das Geräusch von nackten Füßen auf Stein ließ ihn aufblicken. Shahab, einer der Haussklaven, mit denen Ciaran als Kind gespielt hatte, war an den Beckenrand getreten. Er trug nicht mehr als ein dünnes Tuch um die Hüften. Elegant ließ er sich neben Ciaran nieder und fragte mit leiser, rauchiger Stimme: »Kann ich etwas für dich tun, Herr?«

Sie wechselten einen Blick. Ciaran bemerkte das winzige Lächeln, das um Shahabs Mundwinkel spielte.

»Im Augenblick nicht«, erwiderte er, während er die Seife unter seinen Armen verteilte. »Aber wenn ich hier fertig bin, darfst du mich massieren.«

Er wählte bewusst diese Formulierung, denn er wollte bei aller Zuneigung verhindern, dass Shahab vergaß, dass es ein Privileg war, ihm nahe zu kommen. Wenn Ciaran nackt auf der niedrigen Pritsche im Nebenraum lag, war er verletzlich; ein Zustand, der dem Soldaten in ihm übel aufstieß, den er als Mann aber sehr genoss.

In dem sicheren Wissen, dass Shahab stumm neben ihm warten würde, bis er sich gewaschen hatte, brachte Ciaran sein Bad zu Ende. Als er aus dem Becken trat, hielt Shahab ihm schweigend eine Bahn weichen Stoffes entgegen, damit er sich abtrocknen konnte.

Anschließend gingen sie gemeinsam in den Nebenraum, wo sich Ciaran mit dem Bauch voran auf die breite Pritsche legte. Er genoss die Ruhe, die Shahab verbreitete, und auch, dass er ihn nicht nach seinen Wünschen fragte, sondern seiner Intuition vertraute.

Geschickte Hände legten sich in Ciarans Nacken und begannen, die Verspannungen zu lockern, die sich während des Morgens gebildet hatten. Mehr als einmal trafen sie auf feste Knoten, die besonderer Aufmerksamkeit bedurften. Erst als Ciarans Rücken so geschmeidig war, dass es ihm vorkam, als wären all seine Knochen zu Wachs geworden, ging Shahab vorsichtig, fragend zu seinem Gesäß über.

Ciaran nickte kaum merklich und schloss die Augen. Es gab weit unangenehmere Arten, seine Mittagszeit zu genießen, als mit Shahab in die Kissen zu sinken.

## Kapitel 2

Eine neblige Wand umgab den Hügel und schmiegte sich um Mauern und Buschwerk. Sie ließ die Beine der Bänke im Atrium verschwinden, bis nur noch die aus Marmor geschlagenen Sitzflächen zu sehen waren. Ciaran rieb sich die Augen und warf einen flehentlichen Blick zum Himmel, als wollte er Apoll überreden, seine Reise mit dem Sonnenwagen ausnahmsweise etwas später anzutreten.

Die Nacht war zu kurz gewesen. Die Zeit, die er mit Shahab im Badehaus verbracht hatte, hatte ihm am Ende des Tages bei der Prüfung der Bücher gefehlt. Als er lange nach Mitternacht in sein Bett gefallen war, in dem drei erwachsene Männer bequem schlafen konnten, hatte Luna bereits in all ihrer Pracht am Himmel gestanden und über die Schlafenden gewacht.

Trotz seiner Müdigkeit hatte Ciaran keine Ruhe gefunden, denn mit der Dunkelheit hatten ihn auch die Sorgen übermannt – und mit ihnen die latente Einsamkeit, die so oft an ihm nagte. Er mochte ein angesehenener Soldat und ein geschickter Händler sein, ein gerechter Herr für seine Sklaven, aber genau wie sein Pflegevater vor ihm war er in den Augen der Öffentlichkeit nicht das, was ein Mann seiner Position sein sollte: das Oberhaupt einer Familie.

Bisher hatte es ihn selten gestört, dass er keine leiblichen Kinder haben würde, und das Miteinander mit seinen engsten Vertrauten ersetzte ihm die leibliche Familie. Aber seitdem Augustus angekündigt hatte, dass er sich – und mit ihm Rom – nach langen Jahren der Unruhen wieder auf Werte wie Enthaltbarkeit und Familie besinnen wollte, war Ciaran unruhig.

Er fürchtete sich vor einer Welt, in der ihm seine Neigungen zum Verhängnis werden mochten. Seit ein paar Jahren wurde Ehebruch wieder ernsthafter verfolgt. Der Fokus ruhte in erster Linie auf untreuen Frauen, aber wenn Augustus weiter dieser neuen Moral anhing...

Viele der Fremden, mit denen sich Ciaran in Tavernen und Thermen vergnügte, waren verheiratet und es wurde allmählich zum Risiko, sich mit ihnen einzulassen. Das war jedoch nicht der Hauptgrund seiner Sorge. Als wohlhabender Mann hatte er die Mittel, sich gewisse Freiheiten zu erkaufen und sich von bestimmten Vorwürfen zu befreien.

Nein, was ihn umtrieb, war die Frage nach seiner persönlichen Zukunft. Je mehr Männer Augustus in die Ehe zwang, desto unwahrscheinlicher wurde es, dass Ciaran einen Gleichgesinnten fand, mit dem er sich dauerhaft zusammentun konnte. Natürlich konnte er weiterhin mit verheirateten Männern verkehren. Aber nach einer weingetränkten, lustvollen Nacht würden sie stets nach Hause zu ihren Frauen zurückkehren; immer nur sein Lager teilen, niemals sein Leben.

Im Atrium wurden die Stimmen der Sklavinnen laut und rissen Ciaran unsanft aus seinen düsteren Überlegungen.

*Nun rei dich zusammen*, befahl er sich innerlich. *Vom Grübeln allein hat sich noch nie etwas getan*. Das hatte sein Vater immer gesagt.

Er straffte die Schultern und griff nach der schlichten Tunika, die auf einer Kleidertruhe für ihn bereitlag. Der weiße Stoff roch nach den Kräutern, die die Frauen ins Wasser gaben, bevor sie die Kleidung einweichten.

Kaum, dass er sich angekleidet hatte, näherte sich leise eine Sklavin – es war die Neue mit den ausdrucksstarken Mandelaugen – und deutete fragend auf den hohen Wandspiegel, der Ciarans ganzer Stolz war. Obwohl winzige dunkelbraune Stoppeln sein Kinn und seine Wangen bedeckten, entschied er sich gegen eine Rasur. Dank seiner Grübeleien lief ihm die Zeit davon, und er hatte noch einen Gtterdienst zu absolvieren, bevor er frhstckte und zu den Übungen ritt.

»Danke, ich verzichte heute«, erklärte er, woraufhin das Mädchen lautlos wie eine Waldnymphe verschwand.

Nachdem er einen letzten Blick in den Spiegel geworfen hatte, folgte Ciaran ihr, ging jedoch nicht in die Küche, aus der er Deborah bellend lachen hrte, sondern betrat den prächtig geschmückten Raum neben seinem Schlafgemach. Respektvoll neigte er den Kopf, als er sich den fünf Altären näherte, die jeweils einer Gottheit des Pantheons gewidmet waren. Wie jeder gute Römer glaubte er an alle Götter, aber Altäre gab es in seinem Haus nur für diejenigen, die ihm besonders am Herzen lagen.

Er griff nach einem Korb mit Früchten und Blütenblättern und schritt gemessen auf den ersten Altar zu. Er war Apoll geweiht, dem Gott der Schönheit. Großzügig fllte Ciaran die Opferschale mit reifen Weintrauben und bedeckte sie mit den weißen Blüten des Jasmin, bevor er das bereitstehende Räucherwerk anzündete.

Auch den Altar des Bacchus ehrte er mit Trauben und Blüten. Doch da dieser neben Ekstase, Freude und rauschenden Festen der Schirmherr des Weins war, verzichtete Ciaran auf das Räucherwerk und gab stattdessen Rebensaft in den bereitstehenden Bronzekelch.

Der mittlere Altar war der größte im Raum. Sein Gott verlangte nicht nach Blumen oder Obst. Stattdessen legte Ciaran ein Stück blutigen Fleisches auf den Opferteller. Demtig kniete er nieder, bevor er seine Gebete an Mars Ultor richtete, der als Gott des Krieges der wichtigste Patron eines jeden Soldaten war.

Anschließend schenkte er den beiden Altären links von ihm seine Aufmerksamkeit. Links, weil diese Seite dem Herzen am nächsten lag.

Ciaran verehrte Apoll und Bacchus glühend und Mars Ultor würde einst sein Schutzherr auf dem Schlachtfeld sein, aber seine *Liebe* galt Venus und ihrem Sohn Cupido. Sie repräsentierten die Liebe, aber auch die Lust und das Vergnügen zwischen den Menschen. Besonders Cupido bewunderte Ciaran zutiefst, da

er eine gewisse Wildheit verkörperte, die mit sinnlicher List, bis hin zu sanfter Boshaftigkeit verbunden war. In einer Zeit, in der man ihm das Recht nehmen wollte, seine Bedürfnisse auszuleben, fielen seine Gebete an Mutter und Sohn besonders lang und seine Gaben für sie am großzügigsten aus.

Als er wenig später die geräumige Küche betrat, stieg ihm der Duft von frisch gebackenem Brot in die Nase.

»Du bist spät dran«, sagte Deborah streng, während sie mit einem finsternen Blick einen Krug Ziegenmilch auf den breiten Holztisch setzte. Zwei junge Sklavinnen mahlten am Tisch Korn. »Du solltest früher aufstehen, du Faulenzer.«

Ciaran verzog das Gesicht. Es wäre angebracht gewesen, seine Ziehmutter für ihren respektlosen Tonfall zurechtzuweisen. Besonders, wenn sie mit ihm sprach, als hätte sich noch kein einziges Barthaar auf seinem Kinn gezeigt. Aber er schwieg. Zum einen hatte sie recht und zum anderen wusste er, dass sie gern ein wenig auf ihn achtgab, obwohl er mit seinen zwanzig Jahren längst ein erwachsener Mann war.

»Mädchen, du musst dir mehr Mühe geben, wenn das etwas werden soll«, tadelte Deborah ihr nächstes Opfer. Das Sklavenmädchen duckte sich und gab sich mehr Mühe, dem störrischen Korn zu Leibe zu rücken. Kopfschüttelnd beobachtete die heimliche Hausherrin die kläglichen Bemühungen, bevor sie sagte: »Ach lass nur, iss erst einmal etwas. Du hast ja gar keine Kraft in den Händen. Ciaran, setz dich endlich hin.«

In den meisten römischen Haushalten wäre es undenkbar gewesen, dass Herren und Sklaven gemeinsam an einem Tisch aßen. Doch Ciaran war pragmatisch veranlagt. Entweder er gesellte sich in die Küche zu den Sklaven oder er aß allein. Er hatte sich vor langer Zeit für Gesellschaft entschieden.

Rittlings setzte er sich auf die dunkle Holzbank und griff nach dem mit Olivenöl angereicherten Brot, riss es in Stücke und bestrich es mit salziger Butter. Dazu gönnte er sich eine Handvoll Feigen und ein Stück Melone und spülte alles mit stark verdünntem Wein herunter, bevor er auch schon wieder aufsprang.

Wenig später sah man Ciaran den Hügel in einem Wettrennen mit der Sonne hinunterreiten, die viel zu schnell aufging.

\*\*\*

Ciaran seufzte, als ein Hagelschauer aus Übungsbolzen kreuz und quer durch die Arena schoss und in einem Fall sogar auf den Rängen einschlug. Der vierschrotige Veteran namens Decius Valerius, der die Übungen überwachte, brüllte die Soldaten an, als wäre er der Donnergott persönlich. Man konnte es ihm nicht verdenken.

Die Armbrust war eine unförmige Waffe, die dank ihrer anfälligen Mechanik und ihres Gewichts nur schwer zu meistern war. Sie alle hatten ihre Schwierigkeiten mit ihr gehabt. Aber die jungen Hunde unten in der Arena stellten sich wirklich ausnehmend dumm an und weckten zu Recht Valerius' Zorn.

Ciaran machte es sich auf dem Rang bequemer, die Beine lang von sich gestreckt und den Rücken an den warmen Stein der nächsten Stufe gelehnt. »Wenn ich gewusst hätte, dass sie heute mit der Armbrust anfangen wollen, hätte ich mich weniger beeilt«, murzte er.

»War es wieder mal knapp, ja?« Silvius grinste ihn frech von der Seite an. Er wusste besser als jeder andere, wie sehr Ciaran es hasste, vor Sonnenaufgang aufzustehen, und zog ihn liebend gern damit auf. »Aber du hast recht. Ich wüsste auch Besseres mit meiner Zeit anzufangen.« Wieder flogen ein Dutzend Bolzen durch die Arena, ohne auch nur in die Nähe der Strohziele zu gelangen. Silvius zog eine Grimasse und fuhr fort: »Andererseits verstehe ich, warum uns der alte Sklaventreiber auf die Ränge geschickt hat. Wer möchte schon wie ein Igel aussehen, wenn er nach Hause kommt? Aber dass wir schon wieder dumm herumsitzen müssen...«

Er beendete den Satz nicht. Das war auch gar nicht nötig.

Seit ihrem zwölften Lebensjahr übten sie sich im Rund dieser Arena in der Kampfkunst und warteten auf den Tag, an dem sie sich endlich beweisen durften. Zur Untätigkeit verdammt zu sein und anderen bei ihren Übungen zusehen zu müssen, fütterte die Rastlosigkeit, die die Männer der Turma miteinander verband.

»Schau dir den Kleinen da hinten an«, murmelte Ciaran und dehnte träge den Hals von rechts nach links. »Er kann die Armbrust nicht einmal gerade halten. Wie soll er mit ihr zielen, geschweige denn treffen?«

»Wenn wir ehrlich sind, trifft mit diesen Ungetümen doch sowieso niemand das Ziel, auf das er angelegt hat. Und ich weiß immer noch nicht, warum wir damit umgehen lernen müssen.«

»Damit der Feind uns gegenüber keinen Vorteil hat, weil wir seine Waffen nicht kennen«, betete Ciaran herunter. »Bei den Göttern, ich *hasse* Armbrüste und Bögen. Es ist so feige, einen Gegner aus der Ferne anzugreifen. Aufrechte Männer stellen sich ihrem Feind und sehen ihm in die Augen, statt ihn mit Stöckchen zu beschießen.«

Ein Lächeln huschte über Silvius' Züge, aber er verzichtete dankenswerterweise darauf, Ciaran wieder einmal daran zu erinnern, dass auch die römische Armee Fernkampfaffen einsetzte, wenn sie es für nötig hielt. Sie hatten diese Debatte schon oft geführt, aber Ciaran beharrte eisern auf seinem Standpunkt: Bögen und Armbrüste ließen sich nicht mit seinem Verständnis von Ehre in Einklang bringen, auch wenn Silvius ihn tausendmal auf ihren strategischen Mehrwert hinwies.

Eine weitere Salve schlug fehl. Valerius schrie die jungen Rekruten mit hochrotem Kopf an, während er wild zwischen ihnen und den Zielen hin und her deutete. Er sah aus, als wollte er vor Wut in die Unterwelt fahren. Ein paar der kindlichen Anwärter machten dagegen den Eindruck, als würden sie am liebsten ihre Waffen fallen lassen und zurück nach Hause laufen, um sich mit süßem Honigkuchen trösten zu lassen.

»Na, was meint ihr? Wie viele brechen dieses Jahr ab?«, rief plötzlich eine vertraute Stimme zu Ciaran und Silvius hinüber.

Als Ciaran sich umdrehte, bemerkte er, dass drei weitere Soldaten ihrer Turma über die Ränge auf sie zukamen. Er nickte ihnen grüßend zu, als sie es sich um sie herum bequem machten. Auch diese Männer kannte er schon lange und war froh, sie seine Freunde nennen zu dürfen.

Bei Quintus und Tiberius handelte es sich um gebürtige Römer, deren Familienzweige weit in die Vergangenheit der Stadt reichten. Sie waren dunkelhaarig und klein, ihre Haut tief gebräunt, die Nasen groß und scharf geschnitten. Beide waren wenig redselig: Quintus, weil er dazu neigte, sich in seinen Gedanken zu verlieren, Tiberius dagegen, weil er von *schlichtem Gemüt* war, wie Silvius es nannte, und manchen Gesprächen rund um Politik und Philosophie nicht recht folgen konnte.

Der Dritte im Bunde war Gwydion. Ciaran fühlte sich ihm besonders verbunden, da er wie er selbst keltische Vorfahren hatte. Der schlaksige Rothaarige mit den zahlreichen Sommersprossen war nie in die Verlegenheit gekommen, einen römischen Namen annehmen zu müssen. Ciaran beneidete ihn darum, sah aber ein, dass es ein Unterschied war, ob man der Sohn eines Ziegenhirten und nur dank seiner unmenschlichen Ausdauer an der Akademie aufgenommen worden war, oder ob man wie er der Spross eines Kaufmanns war, der in der strengen Hierarchie des Reichs nur eine Stufe unter den mächtigen Patriziern stand.

»Fünfzehn«, beantwortete Silvius die im Raum stehende Frage und streckte sich wie ein Hund, der sich die Sonne auf den Bauch scheinen ließ.

»Ich wette, es werden mehr. Mindestens zwanzig«, hielt Tiberius dagegen und zerrte an dem schmalen Verband, den er um den Oberarm trug. Darunter verbarg sich eine hässliche Wunde, die er sich vor wenigen Tagen eingehandelt hatte. Ein Speer war im Kampf geborsten, sodass sich ein Splitter von der Länge eines Oberschenkelknochens durch Tiberius' Arm gebohrt hatte.

Ciaran legte den Kopf schief und betrachtete die Jungen in der Arena. »So viele werden es dieses Mal nicht sein. Ich halte die Wette und sage, nicht mehr als zehn.«

Die Männer tauschten verschmitzte Blicke. Gwydion war der Erste, der nach seinem Geldbeutel griff, und einen Augenblick später handelten sie auch schon die Wetteinsätze aus. Das war besser, als gelangweilt und zum Nichtstun verdammt auf den Stufen der Arena zu sitzen.

Quintus sammelte gerade das Geld von allen ein, als draußen vor der Arena Unruhe entstand. Anfangs waren nur vereinzelte Rufe zu hören, die auf einen Streit hindeuteten und die Freunde nicht weiter aus der Ruhe brachten, doch nach und nach wurden sie zahlreicher, lauter, und hallten in das Rund hinein.

»Was ist denn da los?«, murmelte Ciaran, ohne eine Antwort zu erwarten.

»Ein Feuer vielleicht?«, mutmaßte Quintus sichtlich beunruhigt. Seine Familie besaß Lagerhäuser am Fluss, die von Bränden stets schwer getroffen wurden.

Silvius schüttelte den Kopf. »Das würde man doch riechen, wenn es nah genug wäre, um eine solche Unruhe auszulösen.«

Bevor sie weitere Überlegungen anstellen konnten, öffnete sich eines der Tore zu den Katakomben. Ein Centurio stürzte über den Sand auf Valerius zu und redete eindringlich auf ihn ein. Selbst auf die Entfernung konnte Ciaran erkennen, dass der Mann kalkweiß im Gesicht war.

Plötzlich ließ ihr Ausbilder achtlos die Armbrust, die er zuvor einem Rekruten aus der Hand genommen hatte, in den Sand fallen. Eine gefühlte Ewigkeit schien er sich nicht zu rühren, dann wandte er sich ruckartig zu den Rängen um und gab das Zeichen zum Sammeln.

Ciarans Rücken versteifte sich. Er hatte es bisher nur zweimal erlebt, dass die morgendlichen Übungen abgebrochen worden waren. In beiden Fällen waren Großbrände der Grund gewesen. Nie aber hatte er erlebt, dass Valerius wie betäubt ins Leere starrte, offensichtlich überwältigt von den Neuigkeiten, die man ihm überbracht hatte. Dahinter musste etwas Ungeheuerliches stecken; der Angriff einer Großmacht vielleicht.

»Die Ägypter?«, fragte Gwydion leise, während sie sich hastig erhob, und bewies damit, dass seine Gedanken dieselbe Richtung eingeschlagen hatten.

Keiner der Freunde gab sich die Mühe, ihm zu antworten. Sie wussten genauso wenig wie er.

Gemeinsam rannten sie die Treppen hinunter. Hinter Ciarans Stirn arbeitete es fieberhaft. Innerlich ging er die möglichen Angreifer durch, die ein Interesse daran haben könnten, gegen Rom in den Krieg zu ziehen. Derer gab es viele, aber ihm fiel kein einziger Gegner ein, der für einen solchen Aufruhr infrage gekommen wäre. Niemand war in diesen Tagen mächtig genug, um es mit ihnen aufzunehmen. Sie besaßen überlegene Strategen, die fortschrittlichsten Waffen und schlicht mehr Soldaten als jedes andere Reich. Sie waren unbesiegbar. Wer sollte es wagen, sich mit ihnen anzulegen?

Während sich die Soldaten in Reihen im Sand aufstellten, löste sich Valerius aus seiner Starre. Der bleiche Centurio, der an seiner Seite geblieben war, begleitete ihn, als er vor die Männer trat. Zum ersten Mal, solange Ciaran ihren Ausbilder kannte, wirkte Valerius nicht kampferprobt und erfahren, sondern schlicht alt.

»Männer«, begann er, den Blick zu Boden gerichtet, unterbrach sich und sah dann auf. Seine Augen wirkten stumpf. »Soldaten«, brüllte er unvermittelt, als wäre Gewalt der einzige Weg, die Worte aus seiner Kehle zu zwingen. »Wir sind verraten worden!« Er hielt erneut inne. Doch als er fortfuhr, klang er schneidiger denn je. »Man hat mir gerade zugetragen, dass der germanische Statthalter Varus mit seinen Legionen in einen Hinterhalt geraten und vernichtend geschlagen worden ist.«

Ein Ächzen ging durch die Arena. Ciaran hätte nicht sagen können, ob sich auch seine Stimme zu dem Aufstöhnen seiner Kameraden gesellt hatte.

»Ich weiß, Männer, ich weiß!« Valerius' Gesicht war inzwischen dunkelrot angelaufen und er schien zu zittern. Er sah zum Centurio hinüber, doch der hatte den Helm abgenommen und starrte ausdruckslos über die Köpfe der Soldaten hinweg. »Der Name des Verräters lautet Arminius. Er ist der Sohn eines Cheruskerfürsten, in Rom aufgewachsen und hat lange Zeit unsere Hilfstruppen betreut. Wir haben ihn für einen *Freund* gehalten! Nach den bisherigen Berichten heißt es, dass sich dieser Arminius...« Er spuckte vor sich in den Sand. »... sein Wissen über unsere Heerbewegungen zunutze gemacht und Varus' Legionen an günstiger Stelle in Sumpflage abgefangen hat. Die Verluste sollen...« Er stockte kurz. »... grauenerregend sein.«

Die Kälte umfing Ciaran nur ganz allmählich, aber als sie endgültig in ihn eingedrungen war, nahm sie ihm die Luft zum Atmen. Er hatte schon oft das Marschgepäck geschultert, das ein Soldat mit sich tragen musste, wenn sich eine Legion in Bewegung setzte. Zwar gehörte er zu den berittenen Truppen, aber das hatte die Ausbilder nicht davon abgehalten, ihn wie alle anderen mit dem über zwölf Stein wiegenden Ballast die Hügel um Rom auf und ab zu jagen. In einem Sumpf musste das immense Gewicht des Gepäcks einen Mann geradezu in die Tiefe zerrren und wie ein Tier ersäufen.

Aus der Menge erklang eine schrille Stimme: »Aber die Germanen sind doch nur ein paar Wilde, die sich dauernd gegenseitig bekriegen. Wie konnten ausgerechnet *sie* Varus' Legionen schlagen?«

Valerius suchte in der Menge nach dem Sprecher, gab jedoch schnell wieder auf. »Nach allem, was wir bisher wissen, ist es Arminius gelungen, die germanischen Fürsten zu vereinen. Dadurch stand Varus nicht einzelnen Kampfverbänden gegenüber, die er trotz der heiklen Lage leicht hätte besiegen können, sondern einer ganzen Armee. Einer Armee, die genau wusste, wie man sich in den endlosen Wäldern Germaniens bewegt. Und glaubt mir, diese Wälder sind so tief und dunkel, dass man glaubt, nie wieder das Tageslicht zu Gesicht zu bekommen, wenn sie einen einmal verschlungen haben«, erwiderte er gedämpft.

Niemand wunderte sich mehr als Ciaran selbst, als plötzlich seine eigene Stimme durch die Arena hallte: »Wie hoch sind die Verluste?«

Diese Frage schien ihm wichtiger als jede andere. Rom kämpfte an vielen Fronten. Sie waren Verlustmeldungen gewohnt. Was war dieses Mal anders? Wie viele Tote brauchte es, um einen altgedienten Veteranen zum Zittern zu bringen? Viertausend, vielleicht fünftausend?

Der bohrende Blick des Ausbilders fand Ciarans und er glaubte, Bitterkeit darin zu erkennen. Bitterkeit und vielleicht auch Resignation, weil er eine Frage gestellt hatte, die Valerius nicht beantworten wollte.

»Uns fehlen noch verlässliche Zahlen«, erklang auf einmal eine neue Stimme hinter ihnen.

Dutzende Köpfe wandten sich um. Die Soldaten bildeten eine Gasse, als ein älterer, in eine seidene Toga gekleideter Mann auf sie zuschritt. Finsterer Schmerz und Entsetzen standen in seinem Gesicht, als er sie mit erhobenem Kopf passierte. Der Name des Neuankömmlings wollte Ciaran nicht einfallen, aber er kannte dessen Gesicht und wusste, dass es sich um einen der Senatoren handelte. Um einen Mann, der Augustus sehr nahestand.

Als der Senator Valerius erreicht hatte, drehte er sich zu den Soldaten um und musterte die langen Reihen, die sie bildeten. Ein winziges Lächeln umspielte seinen Mund, aber es lag keine Fröhlichkeit darin.

»Wir hoffen, dass noch versprengte Truppen zurück in die Lager finden oder dass die Germanen Gefangene genommen haben, die wir befreien können. Aber derzeit müssen wir davon ausgehen, dass die siebzehnte und die achtzehnte Legion vollständig aufgerieben worden sind, die neunzehnte mindestens zur Hälfte. Varus selbst ist angeblich ebenfalls gefallen«, erklärte er schlicht.

Ciaran zog scharf die Luft ein. Der Boden unter ihm schien zu wanken. Er wünschte, er könnte seine Frage zurücknehmen. Obwohl er ein schneller Rechner war, verweigerte ihm sein Gehirn dieses Mal die Arbeit. Und doch dämmerte ihm allmählich, warum ihr Ausbilder so erschüttert und der Zenturio so bleich war.

»Was ist denn mit den Hilfstruppen geschehen? Haben sie uns etwa auch verraten?«, rief jemand aus der hintersten Reihe.

Kaum, dass die Stimme verklungen war, schrie schon ein anderer: »Und was ist mit dem Tross?«

Da wusste Ciaran, dass jeder seiner Kameraden stumm seine eigenen Berechnungen anstellte, dass sich jeder von ihnen verzweifelt fragte, ob die vor Ort rekrutierten Soldaten – noch einmal ebenso viele Männer wie jede Legion an Berufssoldaten stellte – ihre Bündnispartner im Stich gelassen hatten. Sie versuchten, das Unfassbare zu begreifen, es in Zahlen zu kleiden und damit greifbar zu machen. Selbst wenn sie sich an ihnen schneiden würden.

Der Senator hob eine Hand und bedeutete den Männern zu schweigen. »Die Hilfstruppen«, begann er. »... haben ehrenvoll an unserer Seite gekämpft und sind ebenfalls gefallen. Dem Tross wurde keine Gnade gezeigt«, erklärte er so sanft, als würde er zu einer Gruppe Kinder sprechen.

Endlich verstand Ciaran. Es ging um mehr als einen Angriff auf ein Reich, das sich unbesiegbar gefühlt hatte. Um mehr als den Verrat durch einen angeblichen Verbündeten.

Es ging um das Requiem für über zwanzigtausend Tote.

## Kapitel 3

Die nässende Wunde oberhalb seiner linken Brustwarze schmerzte. Seit Wochen rieb sie sich an dem Gewebe seines schmutzigen Kittels. Der stetige Druck der dünnen Lederrüstung, die er über dem groben Stoff trug, störte die Heilung der Wunde zusätzlich. Selbst wenn er den Prozess durch Salben hätte beschleunigen können, wäre ihm eine prächtige Narbe geblieben. Genauso, wie sie es gewollt hatten.

Regen peitschte Kjell ins Gesicht und ließ ihn einen Gruß in Richtung Donar schicken, bis er sich erinnerte, dass ihn der aufrichtige, starke Donnergott ebenso verlassen hatte wie alle anderen.

Am Ende war es nicht die Narbe, die sich bald auf seiner Brust bilden würde, die ihm das Gefühl gab, dass sein Inneres zu Eis geworden war, sondern das, wofür sie stand. Er hatte so manche Schlacht geschlagen und trug so viele Narben auf der hellen Haut, dass es auf eine mehr oder weniger nicht mehr ankam, aber diese eine...

Fluchend schleuderte Kjell den Feuerstein von sich, mit dem er seit einer geraumen Weile versucht hatte, Leben in das grüne Holz zu bringen. Er wusste nur zu gut, dass er bei diesem Wetter und ohne Unterschlupf nicht hoffen durfte, dass ihm die Götter die Gnade einer wärmenden Flamme gewährten.

Wann hatte sich sein Leben so sehr verändert? Hätte er verhindern können, dass er ins Straucheln geriet? Oder war sein Weg vorherbestimmt gewesen, wie es ihm die *Wala* – eine Schamanin und Seherin – mit traurigem Ernst in den Augen erklärt hatte, bevor sie das glühende Eisen in sein Fleisch stieß?

Er musterte sein Lager, das lediglich aus der toten Feuerstelle und einer streng riechenden Decke auf nassem Laub bestand. Mächtige Bäume, die über ihn wachten, ein dunkler Himmel, der Kjell heute Nacht zudecken und ihn zittern lassen würde, wenn er sein Tuch aus Kälte über ihm ausbreitete. Sein durchnässter Kittel klebte auf seiner Haut, als er sich auf der Decke zusammenrollte.

Jeden Abend kehrten mit der Dämmerung auch die Erinnerungen zurück. Immer dann, wenn sein Magen am lautesten knurrte und der Hunger quälend wurde.

Dabei hatte er schon früh gelernt, was Hunger und Entbehrung bedeuteten. In den langen, kalten Wintern seiner Kindheit hatten seine Eltern, die in ihrem Stamm keinen hohen Rang innehatten, Schwierigkeiten gehabt, ihre überlebenden Kinder satt zu bekommen. Kjell war in dem Wissen aufgewachsen, dass er eines Tages zwar ein Handwerk erlernen würde – er hatte sich für die Arbeit in der Schmiede entschieden –, aber in erster Linie ein Krieger sein würde, der zu

jeder Zeit bereit sein musste, seine Familie und seine Siedlung mit dem Leben zu verteidigen. Ob milder Sommer oder beißender Winter, ohne Blutvergießen kam sein Volk nie aus.

Während sie im Sommer auf Streifzüge gingen, um Ungereimtheiten mit anderen Siedlungen mit dem Schwert zu klären, kämpften sie im Winter ums nackte Überleben. Wilde Tiere fielen in ihr Dorf ein und plünderten ihre Vorräte. Häufig blieb ihnen nichts anderes übrig, als ihrerseits andere Siedlungen zu überfallen, um sich an deren Beständen zu bedienen.

Die Wälder waren kein Ort, an dem einem etwas geschenkt wurde. Nur die Starken sahen nach den Schlachten des Winters die Frühlingssonne wieder.

Als Kjell noch klein gewesen war, hatte er die *Wala* einmal gefragt, warum die Götter nicht genug Essen für alle zur Verfügung stellen konnten. Die alte Frau mit dem schaurigen Sammelsurium aus Knochen kleiner Tiere um den Hals hatte ihn lange angestarrt, als hätte er etwas verbochen und ihm schließlich nur erklärt, dass es der Wille der Götter wäre. Kjell hatte das nicht verstanden, aber nicht gewagt, eine weitere Frage zu stellen, denn die Götter machten ihm Angst. Auch jetzt noch, da sie ihn verlassen hatten.

Kjell rieb sich die Augen. Mit dem Gedanken an die Götter überfiel ihn stets dieselbe Frage: Wie war er nur auf diesen trügerischen Pfad geraten? Er hatte keine Antworten, nur eine Reihe Erinnerungen, die sich zu Zusammenhängen verwoben und doch keine Erklärung boten.

Im einen Moment war er ein ehrenwerter Krieger gewesen, im nächsten ein verurteilter Verbrecher; jemand, auf den man hinabsah. Sein rascher Sturz hatte ihn so betäubt, dass er nicht einmal für sich eingetreten war. Und was hätte er auch sagen sollen? Er war zweifelsohne schuldig.

Also war er gegangen, hatte alles hinter sich gelassen. Nackt, abgesehen von einem zerrissenen Lendenschurz und einer Narbe auf der Brust.

In Kjells Innerem brannte seit jenem Augenblick ein Ball aus Kälte, der ihn Tag für Tag weiter in das Land des Vergessens drängte. Seine Füße mochten ihn noch tragen, seine Augen noch sehen, aber am Leben war er nicht mehr. Ein einziger Moment der Schwäche hatte ihm alles genommen, was er besaß: seine Heimat, seine Familie, seine Zukunft und die Hoffnung auf die Unsterblichkeit seiner Seele.

Ein Teil von ihm wusste, dass sein Ende nahte und es keine Hoffnung gab. Doch ein anderer Teil – der, der überleben wollte – konnte nicht aufgeben.

Eine mächtige Stimme in seinem Kopf trieb ihn an, sich nachts in eine schlecht bewachte Siedlung zu schleichen und Kleidung zu stehlen. Er entwendete dem örtlichen Kürschner eine Rüstung, klaubte eine zum Trocknen aufgehängte Decke vom Baum und schlug in seiner Verzweigung einen Betrunkenen nieder, um ihm sein Messer abzunehmen. Als er die Siedlung wieder verließ, hatten ihm vor Sehnsucht, sich zu den Menschen in die Haupthalle zu setzen und dem Geschichtenerzähler zu lauschen, Tränen in den Augen gestanden.

Kjell war kein Narr. Alle Versuche, sein Leben zu retten, würden letztendlich fruchtlos sein. Mit jedem Tag, den er allein in den Wäldern verbrachte, kam der Winter näher. Selbst wenn er es schaffen sollte, bis dahin zu überleben, würde die grausame Kälte ohne die Sicherheit von festen Wänden und dem Schutz der Götter unweigerlich sein Ende nach sich ziehen.

Das war die wahrhaftige Strafe: der langsame, elende Tod fern seiner Familie und dem Schlachtfeld.

Als Kjell seine verzehrende Wut, seine Todesangst und seine Einsamkeit in den Wald schrie, war weit und breit kein menschliches Wesen, das seine Klage hörte. Nur ein Marder sah kurz von seiner blutigen Mahlzeit auf, bevor er wieder den Kopf senkte und den gequälten Laut des fremdartigen Tieres vergaß.

\*\*\*

Im Unterholz knackte es. Der Schimmel machte einen Satz nach vorn, nur um anschließend unruhig auf der Stelle zu treten. Beruhigend strich Ciaran ihm über den angespannten Hals. Düstere Baumriesen engten Pferd und Reiter ein und nahmen ihnen beiden die Luft zum Atmen.

Seit mehr als dreißig Tagen waren sie unterwegs, um die tausendfünfhundert Meilen bis zum befestigten Standlager *Castra Vetera* am Fluss *Rhenus* zu überwinden. Insgesamt hatten die Strategen fünfzig Tage für den Marsch veranschlagt. Die Alpen hatten sie inzwischen unter größter Mühe und auch einigen Opfern überwunden. Wenn sie gehofft hatten, dass sie es danach leichter haben würden, hatten sie sich geirrt. Der Winter hatte das südliche Germanien bereits fest im Griff und überraschte die von der Sonne verwöhnten Römer mit eisigen Winden.

Ciaran und seine Kameraden profitierten von der Körperwärme ihrer Pferde und litten weniger als die Fußsoldaten. Er ärgerte sich dennoch darüber, dass man ihnen nicht gestattete, der Legion voranzureiten und dadurch etliche Wochen vor den Fußsoldaten das Lager zu erreichen. Stattdessen waren sie gezwungen, sich der Geschwindigkeit der Kohorten anzupassen, froren in den knappen Rüstungen, die nicht für diese Umgebung geschaffen worden waren, und träumten vom fernen Tag ihrer Ankunft.

Zitternd zog Ciaran den mit dickem Fell gefütterten Mantel enger um sich, konnte jedoch nicht verhindern, dass sich kalte Luft darunter stahl und die Stellen seines Körpers mit einer Gänsehaut überzog, die nicht von der Rüstung bedeckt waren. Das galt besonders für den Bereich zwischen Knie und der Mitte des Oberschenkels, der umrahmt von den bronzenen, bis zum Knie reichenden Beinschienen und dem aus Lederstreifen bestehenden Waffenrock frei blieb.

Was für ein unwirtliches Land. Seitdem sie die Berge hinter sich gelassen hatten, waren sie von endlosen Wäldern, dichtem Unterholz und den Ausläufern von Sümpfen geradezu verfolgt worden. Schnee fiel unaufhörlich auf sie herab,

stahl sich trotz der Helme in den Nacken und rann als eisiges Wasser ihre Rücken hinab. Abends war es kaum möglich, ein anständiges Lager zu errichten, denn ihnen fehlten ausreichend freie Flächen, auf denen sie die Zelte im schützenden Karree aufbauen konnten.

Allmählich verstand Ciaran – und mit ihm viele seiner Kameraden –, warum Varus schon im Frühherbst gen Winterquartier gezogen war und wie seine Legionen so vernichtend hatten geschlagen werden können. Üblicherweise marschierte die römische Armee in Formation, in deren akribischer Ordnung ein Gutteil ihrer Schlagkraft lag. In den oftmals kargen Weiten der Länder des Mittelmeers kannten sie zudem die wenigen Standorte, die als Ausgangspunkt für groß angelegte Überfälle infrage kamen.

Doch im Norden schien das ganze Land eine Falle zu sein, durch die sie sich mühsam hindurchzwängen mussten. Wie eine gewaltige Schlange zog die Legion durch die dichten Wälder, die unbefestigten Wege kaum breit genug, dass zwei oder drei Soldaten nebeneinander gehen konnten; von der Reiterei ganz zu schweigen. Ein Angriff würde sie schutzlos in die Flanke treffen. Keine Truppe, mit der man sich zusammenschließen konnte, keine Schildwälle, die gemeinsam in die Höhe kamen. Germanien war der Albtraum eines jeden Militärstrategen.

Nun wurde ihm so einigles klar.

Nachdem der erste Schock über Varus' Niederlage abgeklungen war, waren zahlreiche kritische Stimmen laut geworden. Es war von Unfähigkeit die Rede gewesen, weil man sich einfach nicht vorstellen konnte, dass sich drei ganze Legionen wie Schlachtvieh in einen läppischen Sumpf treiben ließen. Von dieser Schuld war der Feldherr und germanische Statthalter in Ciarans Augen nach seinen jüngsten Erfahrungen freigesprochen, doch die anderen Gerüchte, die Rom nach und nach erreicht hatten, hinterließen immer noch einen bitteren Nachgeschmack auf seiner Zunge.

Es hieß, dass man Varus gewarnt hätte. Dass es schon seit geraumer Zeit Berichte von Unruhen und germanischen Versammlungen gegeben hätte, Gerüchte über einen Überfall. Es hieß, man hätte ihn angefleht, von seiner üblichen Marschroute abzuweichen und einen anderen Weg zu wählen. Aber konnte Ciaran ihm verübeln, dass er sich mit drei Legionen im Rücken nicht vor ein paar Germanen gefürchtet hatte?

»Und du wolltest mir nicht glauben. Aber gib es nur zu: Ich habe recht behalten, nicht wahr?«, erklang auf einmal Silvius' Stimme an seiner Seite.

Ciaran brummte etwas Ungehobeltes und wischte sich das Eiswasser aus dem Nacken. »Damit, dass es dir gelingt, heute den ganzen Tag über betrunken zu sein?« Sie hatten sich am Abend vom Tross eine gewaltige Amphore Wein erschmeichelt und sie am Feuer gewärmt. Als sie schlafen gegangen waren, hatte kaum einer von ihnen noch aufrecht stehen können und doch war der Krug nicht leer gewesen.

Silvius schnaubte. »Du weißt genau, wovon ich rede. Ich habe von Anfang an gesagt, dass es eine dumme Idee ist, noch vor dem Winter nach Norden zu ziehen. Selbst wenn wir in *Castra Vetera* ankommen, sitzen wir im Lager fest. Oder glaubst du, dass die Germanen bei dieser Kälte aus ihren Hütten oder Höhlen kommen, oder in was auch immer sie leben? Wir könnten jetzt in Rom sein und die Tavernen unsicher machen.«

Frustration färbte Silvius' Tonfall ungewohnt bitter. Ein kleiner Teil von Ciaran stimmte ihm zu. Ihr übereilter Aufbruch, die geradezu hysterische Rekrutierung der Truppen, die im ganzen Reich zusammengezogen worden waren, all dies war Ausdruck der Ohnmacht, die Rom seit der verheerenden Schlacht vergiftete. Doch die Stimme des Römers, des auf Rache dürstenden Kriegers in Ciaran, der endlich in den Krieg ziehen durfte, war lauter als die des Strategen.

»Und was ist mit Varus und all den anderen, die an seiner Seite gestorben sind?«, fuhr er Silvius an. »Sie haben Varus' Kopf zu Augustus in den Palast geschickt, halb verwest und wimmelnd vor Maden. Hast du das etwa vergessen? Über zwanzigtausend Tote, Silvius, eher dreißigtausend. Von wegen, die neunzehnte hätte zum Teil überlebt. Willst du mir sagen, dass sie die paar Unannehmlichkeiten und einen kalten Hintern nicht wert sind?«

»Ein paar Unannehmlichkeiten?«, spuckte Silvius beinahe ebenso bissig zurück. Die wenigsten Männer legten sich mit Ciaran an, wenn er aus der Haut fuhr. Doch Silvius war schon immer anders gewesen. Nicht nur, weil er Ciaran lange genug kannte, um zu wissen, dass er laut bellte, aber selten biss, sondern auch, weil es in seiner Natur lag, Grenzen zu überschreiten. »Glaubst du vielleicht, die Gefallenen freuen sich darüber, dass sie in der Unterwelt Gesellschaft von den dreizehn Männern bekommen haben, die wir in den Alpen verloren haben? Wenn ein Soldat in der Schlacht für sein Vaterland fällt, ist das ein ehrenwertes Opfer, das auch ich jederzeit zu bringen bereit bin. Aber zu erfrieren oder in eine Gletscherspalte zu stürzen, bevor man auch nur in die Nähe des Feindes kommt, ist erbärmlich und unnötig noch dazu. Valerius hat mir erzählt, dass in diesen Ländern bis in den Martius überall Schnee und Eis liegt. Bei Plutos stinkender Brut, wir haben gerade erst November. Wir werden monatelang im Lager sitzen und uns langweilen. Und nicht jeder hat das Glück unter Tausenden von Männern zufriedener als in einem Freudenhaus zu sein«, antwortete Silvius mit einem bedeutungsvollen Blick.

Die letzte Bemerkung brachte Ciaran trotz der Ernsthaftigkeit ihres Gesprächs zum Lachen. Silvius beklagte sich seit geraumer Zeit darüber, dass ihm auf ihrer Reise kaum Frauen zur Verfügung standen. Oder vielmehr gab es nicht genug willige Frauen für die schiere Masse an Soldaten.

»Darum geht es dir also«, erwiderte Ciaran grinsend, froh, dass sich ihm ein Ausweg aus den Fragen rund um ihre Reise bot. »Aber tröste dich: Auch ich werde dankbar sein, wenn wir endlich ankommen und ich meinen Hunger nach

warmer Haut stillen kann.« Er stieß eine Wolke eisigen Atems in die Luft. »Als Erstes werde ich zusehen, dass ich einen Sklaven finde. Ich brauche jemanden, der mir das Zelt in Ordnung hält.«

»Und die Felle darf er dir natürlich auch wärmen«, feixte Silvius, der seinerseits nicht undankbar zu sein schien, dass sie sich angenehmeren Themen zuwandten. »Du bist ein verwöhnter Bengel, genau wie Deborah immer sagt.«

Ciaran trat spielerisch nach ihm, lachte jedoch dabei. »Na und?«

»Ich hoffe übrigens, du lädst mich von Zeit zu Zeit zu dir ein«, zog Silvius ihn auf und zwinkerte ihm aufreizend zu. »Ich frage mich immer noch, wen du bestochen hast, um dein eigenes Zelt aufstellen zu dürfen. Unsereiner muss in den stinkenden Soldatenunterkünften schlafen und du räkelst dich auf seidenen Kissen und Fellen, als wärst du der Kaiser persönlich.«

Ciaran erwiderte nichts, sondern lächelte nur verschmitzt. Es war ausgesprochen kostspielig, Truppen zu bewegen, besonders, nachdem mit Varus' Legionen auch so viel Ausrüstung verloren worden war. Entsprechend war es für einen wohlhabenden Mann ein Leichtes gewesen, sich gewisse Privilegien zu erkaufen.

Silvius musste nicht wissen, dass er mit seinem Privatvermögen einen Großteil der neuen Waffen bezahlt hatte, die die Soldaten ihrer Legion trugen. Er musste auch nicht erfahren, dass es Männer in hohen Rängen gab, die von Ciarans Schweigen abhängig waren. So streng wie Augustus in letzter Zeit war, wollte niemand riskieren, dass ganz Rom erfuhr, dass man sich regelmäßig in den verwunschenen Häusern nahe dem Bacchus-Tempel aufhielt, um einer Leidenschaft zu frönen, die mit dem Weib daheim nur wenig zu tun hatte.

»Du weißt, dass du mir immer willkommen bist.« Ciaran streckte die Hand aus, um Silvius auf die Schulter zu klopfen.

»Es sei denn, du liegst gerade eingekellt zwischen zwei oder drei schönen Sklaven. Ich weiß«, entgegnete Silvius laut lachend, sodass sein Rappe einen erschrockenen Sprung nach vorne machte.

Ciarans Grinsen wurde breiter und dank seines Freundes waren die Kälte und seine Sorgen bezüglich ihrer Reise für den Moment vergessen. »Wir verstehen uns.«

\*\*\*

Kjell hatte sich nicht die Mühe gemacht, die Tage zu zählen, die vergangen waren, bis er nach seiner Zeit unter freien Himmel die Höhle entdeckt hatte. Für einen kurzen Moment hatte er zu hoffen gewagt, dass einer der Göttlichen wieder sein wohlwollendes Auge auf ihn gerichtet hatte. Doch die zerklüftete Ausbuchtung im Stein erwies sich als trügerisch und gewährte ihm nicht den Schutz, den er sich sehnlichst gewünscht hatte. Zwar konnte ihn so der stetig fallende Schnee nicht länger erreichen, doch am Ende der Höhle befand sich ein

mannshoher Spalt. Er war zu eng, um Tier oder Mensch einzulassen und die Windgeister fuhren Tag und Nacht erbarmungslos durch die Öffnung. Sie wirbelten das winzige Feuer auf, das Kjell in der Nacht wärmen sollte, trieben ihm Rauch und Funken in das taube Gesicht und heulten in den Ritzen und Fugen, sodass er kaum Schlaf fand.

Er hatte versucht, den Spalt mit Steinen zu verschließen, aber weder stand ihm das notwendige Werkzeug zur Verfügung, noch gab der gefrorene Erdboden den dringend benötigten Lehm preis, der die einzelnen Felsbrocken miteinander hätte verbinden können. Hinzu kam, dass ihm kaum Zeit blieb, nach Baumaterial zu suchen, denn von Sonnenauf- bis -untergang war er mit der Nahrungssuche beschäftigt.

Mühsam erhob sich Kjell von seinem Lager aus Moos, brüchigem Reisig, Laub und den streng riechenden Fellfetzen verstorbener Tiere, die er bei seiner Ankunft in der Höhle vorgefunden hatte. Seine Finger zeigten die ersten Spuren von Erfrierungen. Zwischen den roten Stellen waren sie ebenso milchweiß wie der massive Schädel, den er an die Feuerstelle gerückt hatte. Kjell hoffte, dass ihm der Geist des Bären zur Seite stehen würde, wenn er seine Knochen mit Respekt behandelte. Bisher hatten seine Gebete jedoch keinerlei Wirkung erzielt.

Seine Muskeln zuckten schmerzhaft, als er den Kopf aus der Höhle streckte und versuchte, am Stand des Mondes zu ermitteln, wie weit der Morgen entfernt war. Er schätzte, dass die Hälfte der Nacht verstrichen war. Die Dämmerung näherte sich unerbittlich und damit jene Stunden, in denen er sich verzweifelt in seine Decke hüllte und auf seinem Lager zusammenrollte wie ein Tier; nicht sicher, ob er am nächsten Morgen noch einmal erwachen würde.

Es war nicht die eisige Kälte allein, die Kjell zu schaffen machte, sondern auch sein begrenztes Jagdglück. Die Kunst des Fallenbaus beherrschte er meisterhaft, aber die meisten Tiere lagen bereits in tiefem Winterschlaf, während die Vögel nach Süden geflogen waren. Kjell musste essen, wenn er überleben wollte, doch inzwischen schwächte ihn der Hunger so sehr, dass er sich kaum auf den Beinen halten konnte.

Er hatte bereits alles versucht: Er hatte Fallen aus Weidenhölzern ausgelegt. Er hatte die Samen aus Tannenzapfen geschabt. Er hatte versucht, das verbliebene Mark aus den Knochen der letzten Opfer des Bären zu saugen. Unter dem Schnee hatte er nach Gräsern und Moosen gesucht und sie gierig in sich hineingeschlungen. Als die Verzweiflung übermächtig wurde, hatte er sogar versucht, Rinde zu essen. Letzteres hatte dazu geführt, dass er sich heftig erbrochen hatte und einen ganzen Tag lang nicht auf die Beine gekommen war.

Zitternd zog Kjell die rissige Decke enger um sich und glitt wieder in die Höhle. Sofort stach ihm der Rauch in die Augen. Er griff nach den dünnen Ästen, die er nahe dem Feuer zu trocknen versucht hatte, und warf sie in die Flammen. Es zischte und neuer Rauch erfüllte die Höhle.

Kjell dachte sehnsüchtig an das abgelagerte Feuerholz, das früher stets hinter der Kate seiner Eltern aufgestapelt gewesen war, und wühlte sich in die weichen Untiefen seines Lagers hinein, als wäre er ein Tier. Er wälzte sich umher, um eine bequeme Lage zu finden, und als er endlich zur Ruhe kam, konnte er mit der Nasenspitze fast seine Knie berühren. Seine Hände, die er unter den dünnen Kittel geschoben hatte, schlangen sich um seine deutlich fühlbaren Rippen.

Er wusste nicht, warum er immer noch am Leben war. Man hatte ihn verbannt. Er war ohne den Schutz der Geister. Hätte er nicht längst sterben sollen? Hätte er nicht längst zusammenbrechen und in die Untiefen der Unterwelt geschleudert werden müssen, um dort bis ans Ende aller Tage mit den anderen unwürdigen Seelen zu leiden?

Verzweiflung streckte die Hände nach ihm aus und schüttelte seinen bereits vor Unterkühlung zitternden Leib. In diesem Leben zu leiden, war ein vertrautes Gefühl, aber wie sollte er darum kämpfen, nach dem Tod ein besseres Leben zu führen, wenn sein einziger Gegner die Kälte war? Alles, was er brauchte, war ein Kampf gegen ein Rudel ausgehungertter Wölfe. Er würde ihn verlieren, aber er würde ihm die Aufmerksamkeit der Götter einbringen. Er war ein Krieger und musste als solcher sterben, wenn er in die Reihen der Einherjer aufgenommen werden wollte.

Oder noch besser: Er starb gar nicht und versuchte, an anderer Stelle sein Glück zu machen.

Kjell hatte sich in den letzten Tagen oft gefragt, ob es nicht irgendeinen Weg gab, sich von seinen Verfehlungen reinzuwaschen. Vielleicht konnte er sich einer anderen Sippe anschließen und einfach darauf hoffen, dass das Mal seiner Schande unentdeckt blieb. Doch er schämte sich für diese Überlegungen. Der Richtspruch der *Wala* galt nicht nur ihm allein, sondern auch jedem, mit dem er zu tun hatte. Er wollte kein Leid über seine eigenen Leute bringen, indem er seinen Fluch auf sie übertrug. Und wer sonst würde ihn bei sich aufnehmen, wenn nicht die Menschen seines eigenen Volkes?

Die Erkenntnis traf Kjell wie ein Keulenschlag und brachte ihn dazu, sich abrupt aufzusetzen. *Ein* Volksstamm war weithin dafür bekannt, dass er jeden Willigen in seinen Reihen willkommen hieß, ihm zu essen gab und ihn in warmer Kleidung hüllte, wenn er dafür eine wie auch immer geartete Gegenleistung erbrachte. Straßenbau, Kriegshandwerk, die Arbeit an den gewaltigen Öfen in den Waffenschmieden. Es war so offensichtlich, und doch hatte er es in all seinem Leid, in seiner Schande, nicht früher gesehen. Oder nicht sehen wollen.

Mit den Römern hatte alles begonnen. Wenn sie nicht in die Wälder eingefallen wären, hätte sich Kjells Stamm niemals gemeinsam mit den anderen Sippen gegen sie gestellt. Und es wäre niemals zu der Schlacht gekommen, in deren Echo ihn sein Schicksal ereilt hatte. Bei ihnen war es ihm nicht nur egal, seinen Fluch über sie zu bringen, sie verdienten es sogar.

In ihren Lagern konnte Kjell guten Gewissens Schutz suchen. Sie bedeuteten ihm nichts. Bei ihnen konnte er sein Brot verdienen. Vielleicht konnte er sogar seinem Zorn Ausdruck verleihen, indem er in ihren Reihen Schaden anrichtete. Er war kein Arminius, aber ihn befriedigte die Vorstellung, ihnen ein wenig von dem Unheil, das sie über ihn gebracht hatte, zurückzugeben. Zweifelsohne würden sie ihm irgendwann auf die Schliche kommen, aber dann würde er wenigstens im Kampf sterben und durfte darauf hoffen, einen Platz in den Hallen der Götter zu erlangen.

Erregung rauschte durch sein Blut. Am liebsten hätte er sich sofort auf den Weg gemacht, doch dafür bedurfte es einiger Vorbereitungen und vor allen Dingen Tageslicht. Zwar war das befestigte Lager der römischen Soldaten, das den Namen *Castra Vetera* trug, nicht weit entfernt, aber er brauchte Vorräte, bevor er loszog. Schließlich wollte er nicht riskieren, dass er noch vor Ankunft im Feindesland ein ehrloses Ende im Schnee fand.

## Kapitel 4

Schnee hatte sich an Ciarans fuchsfarbenen Mantel geheftet und zusammen mit dem Unrat am Boden eine unansehnliche Masse gebildet. Unbeherrscht zerrte er am Stoff, erreichte damit jedoch nur, dass der Saum gegen seine Stiefel schlug und sie ebenfalls mit einer Schlammsschicht überzog.

Keine zwei Tage waren vergangen, seitdem sie nach langer, entbehrungsreicher Reise das Standlager erreicht hatten. Zwei Tage, und schon jetzt verabscheute er nicht nur die urwüchsigen nordischen Wälder und das noch im Aufbau befindliche *Castra Vetera*, sondern auch die winzige Siedlung, die sich allmählich an einem Flussarm in der Nähe bildete. Die Häuser und Katen wirkten grob zusammengezimmert und die primitiven Straßen waren von Eis und Schnee überzogen, die einem klammheimlich ins Schuhwerk krochen. Es roch nach Armut, Aufbruch und mangelnder Sauberkeit.

Am meisten beunruhigte ihn die Vielzahl germanischer Arbeiter, die einen beständigen Strom an Baumaterialien von einem Ort zum nächsten schleppten und Ciaran unausweichlich auf jedem Weg, Pfad und Steg entgegenkamen. Er verstand nicht, warum man sie nach den Vorfällen im Herbst frei herumlaufen ließ. Er traute ihrer offen zur Schau getragenen Demut nicht.

Der Markt selbst war eine herbe Enttäuschung. Die Kaufleute waren zwar eifrig, aber ihr Angebot bescheiden. Ciaran hatte gehofft, Einrichtung für sein Zelt erwerben zu können. Das Nötigste für seine Bequemlichkeit war vom Tross transportiert worden, aber er sehnte sich nach einem Tisch, an dem er seine Mahlzeiten einnehmen konnte und Lampen, sowie nach weiteren Decken und Kissen, um es sich gemütlich zu machen. Außerdem benötigte er dringend einen Badezuber.

Endlos bat man Ciaran von einem Händler zum nächsten. Einige schienen geradezu entsetzt von seinen Wünschen; besonders, als er sich nach kulinarischen Spezialitäten erkundigte. Er hatte Verständnis, dass manche Speisen aus Ägypten, Persien, Sparta und anderen südlichen Ländern im Winter nicht über die Berge gebracht werden konnten. Aber dass nicht einmal Datteln, Melonen und Oliven ohne größeren Aufwand beschafft werden konnten, deprimierte ihn.

Hühner dagegen hätte er in rauen Mengen erwerben können, zwei grobschlächlige Pferde mit breiten Hufen und schweren Knochen, Ziegen und Schafe und eine Kuh mit ihrem staksigen Kalb, aber sah er aus wie ein Schlachter?

Er bewegte sich zwischen den klapprigen Ständen umher, gab Bestellungen auf, ließ Münzen in schmutzige Hände fallen und ärgerte sich mehr denn je, dass er Shahab zu Hause gelassen hatte.

Kurz vor ihrer Abreise hatte Deborah ihm unter vier Augen berichtet, dass Shahab mit der hübschen Shaadi ein Kind erwartete. Eigentlich hätte er darauf keine Rücksicht nehmen müssen, aber als jemand, der seine leiblichen Eltern nie kennengelernt hatte, wollte er dem kleinen Jungen oder Mädchen nicht den Vater nehmen. Nichtsdestotrotz war dies keine Aufgabe für einen Mann wie Ciaran. Ein gut ausgebildeter Sklave hätte die Verhandlungen ebenso geschickt geführt und ebenfalls dafür sorgen können, dass der örtliche Zimmermann einen vorbestellten Zuber statt an den ursprünglichen Auftraggeber in Ciarans Zelt lieferte. Gegen eine entsprechend hohe Bezahlung, verstand sich.

Ein süßlicher Geruch schlug ihm entgegen, als er gegen Ende seines Einkaufs einen Stand mit einer vollbusigen Frau hinter dem Verkaufstisch erreichte. Sie trug ein unförmiges Kleid und ihre blonden Zöpfe reichten ihr fast bis an den aus Lederbändern geflochtenen Gürtel. Kaum, dass er einen neugierigen Blick in Richtung ihres Kessels warf, zeigte sie ihm ein strahlendes Lächeln, das anmutig gewirkt hätte, hätten ihr nicht zwei Schneidezähne gefehlt.

»Grüße, mein hübscher Krieger«, säuselte sie. »Kann ich dich für einen Humpen heißen Met begeistern? Der treibt euch Jungs die Wärme in die Glieder.«

Ciaran hatte bereits vom starken Honigwein des Nordens gehört, war aber noch nicht dazu gekommen, ihn zu kosten. Die Augen der Verkäuferin lockten ihn und wollten mehr anbieten als ein heißes Getränk, was ihn eher zum Weitergehen als zu einem Geschäft mit ihr drängte, doch dann besann er sich eines Besseren. Seitdem er die Berge passiert hatte, fror er ständig und der Met würde das innere Beben vielleicht für eine Weile im Zaum halten. Also bestellte er, bezahlte einen zusätzlichen Obulus für den Humpen, den er zu behalten gedachte, und trennte sich von der Händlerin und ihren zweideutigen Bemerkungen, um sich seinem letzten, aber wichtigsten Einkauf zu widmen.

Im Gehen nahm er den ersten Schluck Met und verbrannte sich prompt die Zunge. Er konnte fühlen, wie die Wärme seine Speiseröhre ummantelte, sich in seinem Magen ausbreitete und die ersten wohligen Schauer über seinen Rücken rinnen ließ. Der Geschmack war süß und gleichzeitig schwer. Ciaran vermutete, dass man zu Met keine feinen Speisen genießen konnte, da sie sich gegen den Geschmack des Honigs kaum würden durchsetzen können. Doch eine volle Schüssel Eintopf, ein Kanten Brot und ein Humpen Met, das konnte er sich für die kalten Abende hier durchaus vorstellen.

Der benebelnde Duft des Mets konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass er sich wieder jenem Bereich des Markts näherte, in dem lebende Ware angeboten wurde. Schon die beiden Stände der Fischerverkäufer rochen stark, wurden aber vom Gestank der Stallungen dahinter bei Weitem übertrumpft.

Der Sklavenhandel fand in der hintersten Ecke statt; mit Stoffbahnen vom restlichen Treiben abgeschirmt, als handelte es sich um etwas Anrühiges. Als jemand, der schon früh mit seinem Ziehvater Sklavenauktionen besucht hatte,

konnte Ciaran weder die finsternen Blicke nachvollziehen, die ihm folgten, noch verstehen, warum man die zum Verkauf stehenden Männer und Frauen in einen dunklen Verschlag zwischen maroden Bretterwänden gepfercht hatte. Alle Auktionen, an denen er bisher teilgenommen hatte, hatten auf offenen Plätzen stattgefunden, sodass man die Sklaven ausgiebig betrachten konnte, bevor man ein Angebot abgab. Hier musste man froh sein, wenn man das Geschlecht der Sklaven erspähen konnte.

Entsprechend zögernd näherte sich Ciaran dem Gatter und mit ihm einem in sich zusammengesunkenen, feisten Mann, der auf einem Schemel hockte und in einer speckigen Lederbörse wühlte. Seine einst weiße Tunika war an Kragen und Brust fleckig, seine Stiefel abgetragen und schlecht gegerbt. Auch der Händler selbst war kaum gepflegter als seine Kleidung. Das dünne Haar klebte fettig an seinem unförmigen Schädel, und unter seinen Fingernägeln sammelte sich der Schmutz von Tagen oder gar Wochen.

Ciaran war sich auf einmal nicht mehr sicher, ob der strenge Geruch, der sich in seine Nase drängte, vom Gatter oder dem Händler ausging. Widerstrebend versuchte er einen Blick auf das Angebot zu werfen.

Sofort sprang der Händler auf, machte eine umständliche Vorbeugung, bei der er Ciaran abstoßend nahe kam, und krächte: »Ah, werter Herr. Kommt näher, kommt näher. Ein Mann mit Geschmack und Verstand wie ich sehe. Kommt zum alten Plinius und seht Euch um. Gute Preise, gute Ware.« Mit schmutzigen Fingern ergriff er eine Öllampe und schwenkte sie so fahrlässig, dass Ciaran bereits das schmutzige Stroh zu ihren Füßen in Flammen aufgehen sah.

Was er im schwachen Schein der Lampe erblickte, ließ ihn jedoch jeden Gedanken an ein Feuer vergessen. Unwillkürlich trat er einen Schritt zurück und hielt sich den Mantel vor Mund und Nase.

Dicht aneinandergedrängt hockten fünf dürre Sklaven im Inneren des Gatters, mit hängenden Köpfen, Haut, deren Farbe kaum zu benennen war, und in einer Andeutung von Lumpen, die kaum ihre Geschlechtsteile bedeckten und es nicht einmal wert waren, *Lumpen* genannt zu werden. Ciaran erkannte schlecht verheilte Wunden, schwärende Ausschläge unter schmiedeeisernen Schellen, verkrustetes Haar und leere Augen. Er hatte nie etwas Erbärmlicheres erblickt.

Vor seinem inneren Auge sah er plötzlich Deborah und seine anderen Frauen vor sich, wie sie im Atrium in der Sonne Näharbeiten erledigten. Er sah seine männlichen Sklaven unter dem Vordach der Stallungen verdünnten Wein trinken und lachen, während sie Reparaturen an Zaumzeug und anderen Lederwaren vornahmen. Kein Vergleich zu den erbarmungswürdigen Kreaturen, denen er sich hier gegenüber sah, alle miteinander in einem schlechteren Zustand als das Schlachtvieh nebenan.

Es juckte ihn in den Fingern, den Händler zur Rechenschaft zu ziehen.

»Die kleine Schwarzhhaarige da hinten ist noch unberührt, genau das Richtige für kalte Nächte«, raunte besagter Plinius ihm vertraulich zu.

Ciaran trat unwillkürlich einen Schritt beiseite. Der Gestank, der aus dem Rachen des Mannes drang, raubte ihm den Atem.

Beinah gegen seinen Willen glitt sein Blick zu der angepriesenen Frau, huschte über ihre ausgemergelte Gestalt und ihre von kaum verheilten Peitschenhieben verunstalteten Beine. »Warum ist sie bestraft worden? Ist sie ungehorsam oder faul?«, fragte er mit geheucheltem Interesse und musste seine gesamte Selbstbeherrschung aufbringen, um seine Stimme im Zaum zu halten.

Die Hand des Händlers legte sich auf seinen Arm und brachte seine Finger zum Zucken.

Überzeugt, einen Kunden gefunden zu haben, lachte der Händler auf. »Nein, nein, Herr, keineswegs. Aber Ihr wisst doch, wie es mit den Sklaven ist. Wenn man ihnen keinen Respekt einflößt, werden sie aufsässig. Das kleine Flittchen hat seine ersten Lektionen bereits erhalten, sodass sie bereit ist, Euch zu dienen. Was immer Ihr wünscht, sie wird es tun und dankbar sein.«

Ohnmächtiger Zorn und Ekel kämpften in Ciarans Brust gegeneinander an. Ein Teil von ihm wollte die fünf traurigen Gestalten kaufen und sie auf direktem Weg nach Rom schicken, wo man sie gesund pflegen und ihnen anschließend auf seinen Ländereien Arbeit geben würde. Aber in diesem Zustand würden sie die lange Reise nicht überstehen. Und hier im Standlager konnte er sich ihrer nicht annehmen.

Nichtsdestotrotz wünschte er, dass es eine Möglichkeit gäbe, den Unglücklichen zu helfen. Menschen sollten nicht schlechter als Vieh behandelt werden. Dass der Händler nicht zu wissen schien, dass nur gesunde und wohlgenährte Sklaven von Wert waren, bewies nicht nur seine Grausamkeit, sondern auch seine Dummheit. Ganz zu schweigen von seinem fehlenden Geschäftssinn.

Ciaran konnte nicht länger schweigen. »Man muss Sklaven nicht halb zu Tode prügeln und entstellen, damit sie gute Arbeit leisten«, zischte er. »Es reicht, ihnen anständige Kleidung zu geben und darauf zu achten, dass sie nicht hungern. Wann haben diese Sklaven zum letzten Mal gegessen?«

Er konnte nicht verhindern, dass seine Stimme mit jedem Wort lauter wurde und die Aufmerksamkeit anderer Kaufleute erregte. Das zustimmende Gemurmel in seinem Rücken ließ ihn ahnen, dass die wenigsten mit den Vorkommnissen in dieser Ecke einverstanden waren und dass ihre bösen Blicke vorhin nicht unbedingt Ciaran gegolten hatten, sondern dem Mann, den er besuchen wollte.

Der schien jedoch keine Skrupel zu kennen. Er erwiderte lediglich giftig: »Das ist nicht von Belang für Euch, mein Herr. Sie sind mein Eigentum und ich kann sie behandeln, wie immer ich es für richtig halte. Ich habe die Erlaubnis, hier mein Geschäft zu betreiben.«

Letzteres fügte er in einem drohenden Unterton hinzu, als wollte er sich vor etwaigem Nachfragen bei den Verantwortlichen des Marktfleckens schützen. Das weckte Ciarans Misstrauen erst recht, und er nahm sich vor, so bald wie möglich mit dem Statthalter zu sprechen.

»Richtig, Ihr könnt tun, was immer Euch gefällt«, gab er eisig zurück. »Und ich entscheide meinerseits, mit wem ich Geschäfte mache und mit wem nicht. An mir werdet Ihr nicht eine einzige Münze verdienen.«

Er wandte sich so ruckartig ab, dass ihm der schmutzige Umhang um die Beine schlug. Dann steuerte er auf einen bärtigen Hünen zu, der einige Stände weiter Backwaren anbot. Rasch schob er die kupferne Geldbörse vom Unterarm, entnahm ihr einige Münzen und warf sie dem Mann hin. »Bring fünf Brote zum Sklavenhändler, aber gib sie ihm nicht in die Hand, sondern den Sklaven. Sonst frisst er ihnen noch das bisschen Brot weg.«

Ohne eine Antwort abzuwarten oder sich zu verabschieden, ließ er den Bäcker hinter sich zurück. Flammende Wut auf die skrupellosen Händler und Statthalter, die es nicht für nötig hielten, auf dem Markt nach dem Rechten zu sehen, brodelte in seinem Bauch.

Scharfer Wind wehte ihm entgegen, sobald er die letzten Stände hinter sich ließ. Ciaran begrüßte ihn wie einen alten Freund, trieb er ihm doch die üblen Gerüche aus der Nase. Doch die eisigen Böen erinnerten ihn auch daran, dass er in seinem wichtigsten Vorhaben gescheitert war: Einen Sklaven hatte er immer noch nicht.

Unter diesen Umständen würde er sich abends unter den Soldaten einen Gefährten suchen müssen, wenn ihm der Sinn nach Befriedigung stand. Damit konnte er besser leben als mit der Tatsache, sich weiterhin selbst um sein Zelt und seine Verpflegung kümmern zu müssen. Zwar hätte es neben Shahab auch andere Sklaven gegeben, die er sich ins Bett hätte holen können, aber keiner war für die lange Reise infrage gekommen. Der eine fürchtete sich zu sehr, um nach Germanien zu ziehen. Der nächste war nach einem Unfall, bei dem er sich ein Bein gebrochen hatte, nicht kräftig genug für die Reise gewesen und der nächste wiederum zu schüchtern, um sich im Tross einer Legion durchzusetzen und die Aufgaben zu erfüllen, die Ciaran erledigt sehen wollte. Wenn er in den nächsten Wochen und Monaten tagsüber an Waffenübungen teilnahm, Wachdienst hatte oder die Gegend auskundschaftete, würde er abends an ein kaltes Feuer zurückkehren.

Das war untragbar. Zumindest die helfende Hand einer der vielen Frauen, die den Tross begleitet hatten, brauchte er, um Wasser zum Baden zu erhitzen und ihm anständiges Essen zu beschaffen. Ein Marcus Vergilius würde sich nicht mit dem dünnen Brei und dem verbrannten Fleisch zufriedengeben, das sich die einfachen Soldaten selbst zubereiten mussten.

Sein Apfelschimmel tänzelte unruhig, als Ciaran sich näherte. Es behagte ihm sichtlich nicht, hier angebunden zu sein. Ein Schlachter verrichtete in der Nähe sein Werk und tötete methodisch ein Schwein nach dem anderen, um dem gewaltigen Bedarf des nahen Lagers gerecht zu werden.

Ciaran löste die Zügel vom Pfosten und schwang sich allzu rasch in den eingeschnittenen Hornsattel. Angewidert verzog er das Gesicht, als die Eiskristalle unter ihm schmolzen und an der Innenseite seiner Beine als kaltes Wasser hinabrannen.

Es war nur ein kurzer Weg vom Marktflecken zurück ins Lager, doch Ciaran brauchte länger als ihm recht war. Schwere, mit Holz beladene Karren quälten sich über die unbefestigte Straße und waren das beste Beispiel, wie viel Arbeit in diesem wilden Land noch von Nöten war, bevor es auch nur einen Hauch der Größe und Kultur Roms besaß.

Kaum beachtet von den müden Wachposten passierte Ciaran das Tor zum Lager und ritt zu den Stallungen, um sein Pferd unterzubringen. Eifrige Hände nahmen ihm das Tier ab und führten es in die Wärme des niedrigen Gebäudes. Ciaran überlegte, ob er sich sofort erkundigen sollte, wer für die Abläufe auf dem Markt zuständig war, entschied sich jedoch dagegen. Ihm war erbärmlich kalt und er sehnte sich nach der trügerischen Sicherheit seines Zeltens und der Wärme des Feuers.

Mit schnellen Schritten folgte er den schnurgeraden Wegen in Richtung jenes abgeschiedenen Viertels, in dem sich die Zelte der wohlhabenderen Männer befanden. Er war beileibe nicht der Einzige, der sich einen Vorteil gegenüber den gemeinen Soldaten erkaufte hatte, sodass sich innerhalb *Castra Veteras* ein eigenes kleines Lager der Edlen gebildet hatte.

Missgelaunt rieb er seine kalten Finger gegeneinander und umrundete einen befestigten Brunnen, als jemand seinen Namen rief. Suchend schaute er sich um und stellte fest, dass Silvius ihm winkend entgegenlief. Der Helm saß ihm schief auf dem Kopf und war unter dem Kinn nicht befestigt, genau wie seine Lederrüstung an einer Seite offen stand und ein gutes Ziel für einen Angreifer geboten hätte.

»Da bist du ja«, keuchte Silvius und funkelte ihn gereizt an. »Ich suche dich schon seit einer Ewigkeit.«

»Ich habe dir doch gesagt, dass ich auf den Markt gehe. Ein ziemlich trostloses Unterfangen übrigens. Und du solltest sehen, wie sie dort mit den Sklaven umspringen...«, begann Ciaran seinem Ärger Luft zu machen, aber Silvius wehrte seinen Vortrag mit einer hektischen Handbewegung ab.

»Kannst du mir alles später erzählen und wie ich dich kenne, wirst du das auch. Aber jetzt musst du dich erst einmal beim Legat melden. Er hat ausdrücklich nach dir verlangt.«

Überrascht fürchte Ciaran die Brauen. Der Legat war der oberste Befehlshaber einer Legion und direkt dem Senat in Rom unterstellt. Sein Wort war zwischen den Palisaden Gesetz.

Ihm war schleierhaft, was dieser mächtige Mann von einem einfachen Soldaten wie ihm wollen könnte. Zwar gehörte er der vermeintlich unverwundbaren Kavallerie ihrer Legion an, aber er hatte keinen übergeordneten Rang inne und keinerlei Befehlsgewalt über jemand anderen als sich selbst – genau genommen nicht einmal das.

Besorgnis stieg in ihm auf. »Du hast hoffentlich weitergegeben, dass ich Freigang hatte, oder?«

»Natürlich habe ich das, oder vielmehr wussten seine Lakaien das bereits. Aber du sollst nach deiner Rückkehr sofort bei ihm erscheinen. Es geht um eine besondere Aufgabe, heißt es.«

Das klang schon besser. Ciaran gab sich nicht die Mühe zu fragen, woher Silvius die Information bezüglich der ominösen Aufgabe hatte, sondern machte auf dem Absatz kehrt. Er marschierte in Richtung des Steingebäudes, in dem die hochgestellten Offiziere der beiden Legionen, die in *Castra Vetera* lagerten, ihre Räume hatten.

Silvius begleitete ihn unaufgefordert und nutzte den Fußmarsch, um seine Neugier zu stillen. »Was war denn auf dem Markt los? Hast du einen Sklaven gekauft?«

»Siehst du einen?«, gab Ciaran mit hochgezogenen Augenbrauen zurück. »Nein, habe ich nicht. Der Händler war ein Widerling. Du kannst dir nicht vorstellen, in welchem Zustand die Sklaven waren. In Rom würde es niemand wagen, so elende Kreaturen anzubieten.«

»Zumindest nicht auf den Sklavenauktionen, auf denen du verkehrst«, entgegnete Silvius trocken und warf Ciaran einen vielsagenden Blick zu. »Du bist halt nur das Beste gewohnt, aber ich kann dir versichern, dass es auf den Märkten vor der Stadt auch nicht besonders appetitlich zugeht.«

Es war einer dieser Augenblicke, in denen sich Ciaran fragte, warum er Silvius nicht schon vor langer Zeit die Nase gebrochen hatte. Immer, wenn er Missstände bemängelte oder allgemein die Vorteile des Lebens in Rom hervorhob, kam Silvius mit Gegenargumenten und Erinnerungen an weniger erfreuliche Lebensumstände daher. Manchmal kam es Ciaran vor, als wollte er bewusst kein gutes Haar an ihrer Heimat lassen. Silvius' ketzerische Reden gingen manchmal so weit, dass sich Ciaran fragte, warum er überhaupt in der römischen Armee diente, wenn er doch alles ablehnte, für das er kämpfen sollte. Er wusste jedoch nur zu gut, dass er seinem Freund damit unrecht tat. Silvius liebte ihre Heimat genauso leidenschaftlich wie er selbst, aber er sah sie nicht in den gleichen schimmernden Farben wie Ciaran.

Der Turm der *Principia* – des Hauptverwaltungsgebäudes – tauchte vor ihnen auf und zwang Ciaran, sich von Silvius zu verabschieden. Anschließend meldete er sich beim diensthabenden Wachposten und wurde gleich darauf zum Warten in einen dankenswerterweise warmen Raum geleitet. Kurze Zeit später holte ihn ein junger Legionär ab und führte ihn in einen weitläufigen Raum, der in erster Linie taktischen Besprechungen vorbehalten zu sein schien. An den Wänden hingen auf Ziegenleder gemalte Landkarten. Auf zahlreichen Tischen und Stühlen stapelten sich Papyrusrollen, Schreibtafeln und grob geschnitzte Figuren, mit denen sich Schlachtformationen nachstellen ließen. Einzig die gepolsterten Bänke im vorderen Drittel dienten unübersehbar als Rückzugsorte, um in Frieden seine Mahlzeit genießen zu können.

Um einen wuchtigen Holztisch in der Mitte des Raums standen zwei Männer und diskutierten angeregt miteinander. Beide trugen Tuniken und Umhänge aus feinstem Stoff, aber nur beim Jüngeren ließ sich ein Rangabzeichen erkennen.

Ciaran schritt auf die Männer zu, bevor er in angemessenem Abstand stehen blieb und salutierte. »Marcus Vergilius, erste Turma, fünfte Legion, meldet sich zur Stelle. Heil Augustus.«

Im ersten Moment wirkten die beiden überrascht von der Störung, fingen sich jedoch schnell wieder. Sie wechselten leise ein paar Worte miteinander, bevor der ältere von ihnen auf Ciaran zukam und ihn prüfend musterte. Prompt blieb sein Blick an Ciarans schmutzigem Saum hängen. Missbilligend schüttelte er den Kopf, beinahe wie ein Vater, der seinen Sohn bei einer Nachlässigkeit ertappt hatte.

»Bist du der Sohn von Gaius Vergilius?«, fragte er streng. Er mochte kein Rangzeichen tragen, aber sein befehlsgewohnter Tonfall und die halb militärische, halb gelassene Art, mit der er sich hielt, ließen Ciaran vermuten, dass er seinem Legaten Tertius Optus gegenüberstand.

»Ja, Herr«, antwortete Ciaran schneidig und ärgerte sich, dass er sich nicht umgezogen hatte, bevor er hergekommen war.

»Und dein geschätzter Vater hat dich nicht gelehrt, saubere Kleidung anzuziehen, bevor du vor deinen Legaten trittst? Das kann ich mir kaum vorstellen. Ich kannte deinen Vater recht gut, Junge.«

»Doch, Herr, aber...« Ciaran verstummte rechtzeitig, bevor er eine Erklärung abgab, um die man ihn nicht gebeten hatte.

»Aber?«, wiederholte der Legat, und der Blick seiner kühlen, leicht trüben Augen wurde etwas freundlicher.

»Mein Vater hat mir vor allen Dingen beigebracht, ohne Verzögerungen zu gehorchen, wenn man nach mir verlangt. Ich entschuldige mich dennoch für meine Nachlässigkeit, Herr«, polterte es aus Ciaran heraus.

Leises Gelächter erklang, als sich der am Tisch verbliebene Mann zu ihnen gesellte und Optus einen amüsierten Blick zuwarf. »Er weiß Prioritäten zu setzen, Tertius. Das kann man ihm nicht verübeln.« Lässig warf er mit einer Hand

seinen Umhang zurück, bevor er Ciaran seinerseits in Augenschein nahm. »Marcus Vergilius also. Weithin bekannt für seine leichte Hand mit Pferden und Sklaven. Erbe eines mächtigen Handelshauses, das einzigartige Waren nach Rom bringt. Freund der schönen Künste, wenn auch mit einer etwas einseitigen Ausrichtung. Man trägt uns zu, dass du ein gebildeter Mann bist, Marcus Vergilius. Entspricht das der Wahrheit?«

»Ich habe eine umfassende Erziehung genossen«, gab Ciaran steif zurück.

Er schielte auf das Rangabzeichen des Neuankömmlings und musste feststellen, dass er gleich beiden Legaten *Castra Veteras* gegenüberstand. Hinter seiner Stirn begann es zu arbeiten, aber ihm fiel beim besten Willen kein Grund ein, warum sich die beiden mächtigsten Männer im Lager mit ihm beschäftigen sollten. Oder warum sie ihn spüren ließen, wie viel sie über ihn wussten.

»Eben das wurde uns berichtet.« Tertius Optus nickte langsam. »Genau deshalb haben wir dich rufen lassen. Wir hätten gern, dass du einen Teil dieser guten Erziehung weitergibst.«

*Wollen sie mich etwa zum Ausbilder ernennen? Ohne je in der Schlacht gekämpft zu haben?*

Verwundert runzelte Ciaran die Stirn, doch bevor er abwägen konnte, ob er eine Frage stellen durfte, bedeutete sein Legat, ihm zu folgen. Kaum, dass sie den Raum verlassen hatten, eilte ein Diener mit einem gefütterten Mantel herbei und tauschte ihn wortlos gegen Tertius Optus' leichten Umhang aus.

Anschließend verließ Optus das Gebäude, ohne sich noch einmal umzusehen. Ciaran folgte ihm in respektvollem Abstand, doch schon nach den ersten Schritten winkte ihn der Legat an seine Seite. Angespant kam Ciaran seinem Wunsch nach und schritt neben ihm her über den vom Schnee befreiten Hauptweg des Lagers.

Optus verschränkte die Hände hinter dem Rücken. »Vergilius, die Aufgabe, mit der wir dich betrauen möchten... Nun, ich möchte klarstellen, dass sie für uns von größter Wichtigkeit ist – oder wenigstens werden könnte. Sie bringt zweifelsohne gewisse Privilegien mit sich, aber auch große Verantwortung.«

Nicht sicher, was er dazu sagen sollte, neigte Ciaran leicht den Kopf, um sich für die zweifelhafte Ehre zu bedanken.

Tertius Optus reckte sich ein wenig und sah sich milde lächelnd um, ganz und gar Herrscher seines kleinen Reiches. »Folgendes musst du wissen: Vor einiger Zeit tauchte auf dem Markt ein junger Germane auf. Das war früher nicht weiter ungewöhnlich, doch seit der Schlacht, bei der Varus...« Er seufzte schwer und drückte damit recht genau aus, was Ciaran empfand, wenn er an das Massaker dachte. »Nun, es ist selten geworden, dass uns unbekannte Germanen herkommen, um uns ihren Schwertarm oder ihre Handwerkskunst anzubieten. Dieser kleine Bastard suchte angeblich Arbeit, sorgte aber von Anfang an für Ärger und

ließ sich noch in der ersten Woche beim Stehlen erwischen. Normalerweise hätten wir uns damit begnügt, ihn angemessen zu bestrafen, doch als wir ihn gefangen setzten, entdeckte man ein merkwürdiges Mal auf seiner Brust.« Der Legat leckte sich über die Unterlippe. »Ein treuer Verbündeter aus den germanischen Reihen konnte uns berichten, dass es sich bei dem Brandzeichen um eine Bestrafung handelt. Einen Fluch genau genommen, der Verbrecher davon abhalten soll, jemals zu ihrem oder auch jedem anderen Stamm zurückzukehren.«

Prompt fragte sich Ciaran, welches Verbrechen ein Mann begehen musste, damit man ihm nicht einmal einen anständigen Tod gab, sondern ihn lieber bis in alle Ewigkeit verbannte. Ein unleugbar grausames Schicksal, das Ciaran jedoch nicht weiter berührte. Nach dem großen Verrat gab es keine Strafe, die grausam genug für einen Germanen war.

»Du weißt vielleicht, dass diese Wilden nicht sonderlich gesprächig sind, wenn es um ihre Lebensart geht. Wir unterhalten zwar immer noch Beziehungen zu einigen Fürsten, doch selbst sie lassen uns nicht so weit Einblick nehmen, wie wir es uns wünschen. Was nun den Gefangenen angeht: Es ist nicht zu übersehen, dass er ein Krieger ist. Manche seiner Narben sind noch recht frisch. Und was ist ein Krieger schon ohne Volk, für das er kämpfen kann?«

Sie erreichten einen schmalen Pfad, der in Richtung der Außenmauern führte.

Als der Legat keine Anstalten machte, fortzufahren, räusperte sich Ciaran und fragte vorsichtig: »Wollt Ihr den Germanen in die Freiheit entlassen, in der Hoffnung, dass er doch versucht, zu seinem Stamm zurückzukehren? Soll ich ihm dorthin folgen?«

»Keineswegs«, erklärte Tertius Optus. In seinen Augen funkelte es listig. »Wir möchten vielmehr, dass er unsere Lebensart kennen und vielleicht sogar lieben lernt. Dass er unser Verbündeter wird. Wir wollen, dass sein Hass auf die, die ihn verstoßen haben, so lange geschürt wird, bis er uns mit denselben Einblicken versorgt, die sich der Verräter Arminius bei uns erschlichen hat.

Wir wollen alles wissen. Waffen, Rituale, Glaube, Versammlungsplätze und besonders die Standorte ihrer Siedlungen. Deshalb brauchen wir jemanden, der unseren jungen Freund für uns einnimmt. Jemanden, der ihn davon überzeugt, dass es für ihn von Vorteil ist, sich uns anzuschließen. Und dieser jemand bist du, Vergilius.«

Schon während der Ausführungen hatte sich in Ciarans Hals ein Kloß gebildet. Er konnte kaum schlucken und wagte nicht zu fragen, warum man ausgerechnet ihn für diese ehrlose Aufgabe auserkoren hatte. Bei den Göttern, er war ein Soldat, ein Krieger im Namen von Mars Ultor. Warum erniedrigten sie ihn so sehr? Sollten sie den Gefangenen doch foltern und ihm auf diesem Weg seine Geheimnisse entlocken, aber nicht von ihm verlangen, dass er sich mit Ränkespielen beschmutzte.

»Du siehst nicht so geehrt aus, wie ich es mir erhofft habe«, unterbrach Optus Ciarans Gedanken. Erneut nahmen seine Züge etwas Väterliches an. »Teile offen deine Bedenken mit mir.«

Kurz überlegte Ciaran, ob er es sich tatsächlich leisten konnte, ehrlich zu sein, doch dann platzte es einfach aus ihm heraus. »Herr, ich will jedem Befehl Folge leisten, den Ihr mir erteilt, aber ich begreife nicht, warum Ihr ausgerechnet *mich* mit dieser Aufgabe betraut. Ich bin ein Soldat, kein Redner.«

Ein dünnes Lächeln huschte über die bleichen Lippen des Legaten. In einer seltsam theatralischen Geste breitete er die Arme aus, als wollte er Ciaran umarmen.

»Oh, doch. Du bist auch ein Redner. Ein Mann von Bildung mit einem einnehmenden Wesen. Du musst Folgendes verstehen: Ich kann niemanden von der Herrlichkeit Roms überzeugen, indem ich ihm einen Bauernlummel schicke, der kaum seinen Namen schreiben kann. Ich brauche jemanden mit Anspruch und Verstand, der aber im Kampf herausragend genug ist, um einen anderen Krieger zu beeindrucken. Für die Germanen sind die Kraft und der Mut eines Gegners von entscheidender Bedeutung. Sie akzeptieren keine Schwächlinge. Du kannst dir sicher denken, dass wir nicht viele Soldaten haben, die all diese Eigenschaften in sich vereinen.«

Es war eine Rede voll des Lobs. Zu *viel* des Lobs. Ciaran ahnte, dass es sich um eine List handelte, sah aber keinen Weg, sie zu hinterfragen. Als Befehlsempfänger musste er sich mit dieser Erklärung zufriedengeben, auch wenn sie ihn keineswegs beruhigt hatte.

Sie erreichten die südliche Palisade, in deren Schatten sich ein trutziges Steingebäude duckte.

»Die Gefängnisbaracke«, erklärte der Legat.

Ciaran erkannte zwei Eingänge, an denen jeweils vier Wachposten standen, und eine Reihe winziger Fenster, die kaum groß genug waren, um Sonne und Luft in die einzelnen Zellen zu lassen. Als sie eintraten und den Wachraum passierten, sprangen die dort sitzenden Soldaten wie ein Mann auf und grüßten mit zur Brust geführten Faust.

Optus ignorierte sie, also hielt Ciaran es ebenso.

Hintereinander gingen sie durch einen engen Flur, an dessen Wänden in regelmäßigen Abständen Fackeln brannten. Wenn Ciaran geglaubt hatte, dass es bei dem Sklavenhändler übel gerochen hatte, wurde er nun eines Besseren belehrt. Ein grauenerregender Gestank schlug ihm entgegen und ohrfeigte seine Sinne. Menschliche Ausscheidungen, Blut, Erbrochenes, verdorbenes Stroh, all das stürzte auf ihn ein und ließ ihn dem Beispiel des Legaten folgen, der sich schützend den Mantel vor die Nase hielt.

Gedämpft erteilte Optus seine Anweisungen. »Ich möchte, dass du jeden Tag nach den morgendlichen Waffengängen Zeit mit dem Gefangenen verbringst. Dich mit ihm anfreundest, wenn möglich. Von allen anderen Pflichten bist du

freigestellt. Du kannst ihn mit in dein Zelt nehmen und ihn im Lager umhergehen lassen, aber die Fesseln bleiben. Er spricht übrigens recht gut unsere Sprache, verrät aber nicht, wo er sie gelernt hat. Ich vermute, dass er einst in unseren Hilfstruppen gedient hat und zu denen gehört, die sich von uns losgesagt haben, um an Arminius' Seite zu kämpfen.«

»Ein Verräter also.«

Der Legat nickte. »Wahrscheinlich in mehr als einer Hinsicht.«

Sie passierten mehrere massive Holztüren, hinter denen sie leise Stimmen und andere Geräusche hörten, über die sich Ciaran lieber keine weiteren Gedanken machen wollte. Schließlich erreichten sie am Ende des Ganges eine Zelle, vor der ein einzelner Soldat Wache hielt und durch seine Anwesenheit betonte, wie wichtig der Fang für die Führer des Standlagers war.

Auf ein stummes Zeichen hin glitt der Mann beiseite – Ciaran fragte sich, wie er es in diesem Gestank aushielt, ohne sich zu übergeben –, und der Legat entriegelte die Tür. Vielsagend deutete er in die Zelle hinein. Schicksals ergeben folgte Ciaran dem unausgesprochenen Befehl und betrat den winzigen Raum.

Es dauerte ein wenig, bis er sich an das Dämmerlicht gewöhnt hatte. Auf den ersten Blick schien sich niemand in der Zelle aufzuhalten, doch dann bemerkte er eine Gestalt, die an der gegenüberliegenden Wand lehnte und ihn aus den Schatten heraus beobachtete.

Tertius Optus stellte Ciaran in der Karikatur einer höflichen Begegnung vor. »Marcus Vergilius, dies ist der gefangene Germane, dem wir gern beweisen würden, dass wir keine Feinde sein müssen. Ich bin mir sicher, dass ihr euch gut miteinander verstehen werdet. Und wenn nicht, dann arbeitet besser daran, denn ihr werdet viel Zeit miteinander verbringen.«

Ciaran war schleierhaft, was von ihm erwartet wurde. Sollte er etwa auf den dreckigen Germanen zugehen und ihn begrüßen wie einen Freund, obwohl er ihn am liebsten auf der anderen Seite seines Speers gesehen hätte?

Aber er konnte sich nicht weigern. Er musste gehorchen, besonders, da er sehr genau verstand, wie wichtig dieser Krieger für sie werden könnte. Es ging hier nicht um seine persönlichen Gefühle, sondern einzig darum, einen Weg zu finden, den Widerstand der rebellischen Germanen ein für alle Mal zu brechen und den Frieden im Imperium zu sichern.

Er holte tief Luft – was sich leider als Fehler erwies –, überwand sich und trat einen Schritt auf den Gefangenen zu. Er konnte nicht viel von ihm erkennen außer ein paar Fetzen Kleidung und sehr viel Schmutz. Ein weiterer Schritt und er glaubte, die Konturen eines dünnen Körpers ausmachen zu können. Nur noch ein wenig weiter, dann würde er sehen, mit wem er es zu tun hatte...

»Wenn du noch näher kommst, Römer, reiße ich dir die Eingeweide heraus«, grollte es aus der Ecke.

Ciaran erhaschte einen Blick auf eine schmale Nase über tief liegenden, eisblauen Augen, die ihn hasserfüllt musterten. Dann musste er dem Unrat ausweichen, der in seine Richtung geflogen kam.

## Kapitel 5

Kjell fror jämmerlich. Rastlos schritt er in der engen Zelle auf und ab und umklammerte dabei seinen ausgemergelten Oberkörper. Bei jedem Schritt zerrten die Ketten an Armen und Beinen an ihm. Von Zeit zu Zeit trat er mit dem nackten Fuß gegen eine der Steinwände, um sich vom Schmerz aufwecken zu lassen.

Er musste wach bleiben, so schwer es ihm auch fiel. Zu oft hörte er morgens den Ruf der Wachen, dass eine Leiche aus der Zelle geschafft werden musste. Die Gefangenen starben im Schlaf, in den Stunden kurz vor Morgengrauen. Ihre vor Hunger geschwächten Körper hatten der Kälte nichts entgegenzusetzen.

Kjell wollte ihr Schicksal nicht teilen. Deshalb schlief er meistens tagsüber in seinem Nest aus dreckigem Stroh und baute darauf, dass die schwache Winter Sonne endlich den Frost aus den Mauern der Baracke löste. In mancher Nacht gelang es ihm dennoch nicht, auf den Beinen zu bleiben. Dann musste er froh sein, wenn er morgens wieder die Augen aufschlug.

Der Schlaf war verführerisch. Er wollte ihn in eine Welt locken, in der sein Bauch gefüllt war. Eine Welt, in der er mit anderen Menschen lachen und feiern konnte, bis die Feuer ausbrannten. Eine Welt, in der er durch die Wälder rannte und sich an einem abgeschiedenen Ort ins Gras fallen lassen konnte, an dem ihn jemand erwartete. Allein und umgeben von kalten Wänden zu erwachen und zu spüren, dass mit jedem Tag seine Kräfte schwanden, war ein Albtraum.

Es war alles anders gekommen, als er es sich erhofft hatte. Der Weg gen Westen hatte ihn seiner letzten Kräfte beraubt. Als er den Marktflecken nahe dem Lager erreicht hatte, war er so erschöpft gewesen, dass er sich kaum auf den Beinen halten konnte. Niemand hatte ihm Arbeit geben wollen – und selbst wenn er in besserer Verfassung gewesen wäre, bezweifelte er inzwischen, dass man ihn willkommen geheißen hätte; Roms ausgebreitete Arme hatten sich für Fremde geschlossen – und war es nicht eine Ironie des Schicksals, dass er selbst für dieses Misstrauen verantwortlich war?

Ihm war nichts anderes übrig geblieben, als zu stehlen. Nicht, dass er sich dafür geschämt hätte. Aber ihm war von Anfang an bewusst gewesen, dass er nicht weit kommen würde. Aber dass er gleich beim ersten Mal ertappt werden würde, hatte er nicht erwartet. Auch das bohrende Empfinden von Würdelosigkeit, als sie ihn mit gebundenen Händen ins Lager schleiften, hatte ihn überrascht. Bis dahin war er davon ausgegangen, dass er nicht mehr tiefer fallen konnte. Doch von eben jenen Männern, die er vor wenigen Monaten erst besiegt geglaubt hatte, gefangen gesetzt zu werden...

In den ersten Tagen in der Zelle hatte er sich noch eingeredet, dass er früher oder später eine Möglichkeit finden würde, sich für alles zu rächen, angefangen bei den harten Wintern mit leerem Magen, über seine Verbannung, bis hin zu

den Erniedrigungen, die die Soldaten ihm täglich zumuteten. Seine Wut hatte ihm trotz seiner elenden Lage ein Gefühl von Stärke vermittelt. Doch dieses innerliche Aufbäumen hatte nicht lange vorgehalten, und mittlerweile war er nicht mehr überzeugt, dass er unter der *Gastfreundschaft* der Römer auch nur den Winter überstehen würde. Seine Chancen schwanden mit jedem Tag.

Oder zumindest hatte er das bis vor einigen Stunden geglaubt.

Kjell war schleierhaft, was die Römer vorhatten, warum sie sich auf einmal freundlich gaben und sich mit ihm gut stellen wollten. Sie wussten zweifelsohne um seinen tiefen Hass auf sie – er hatte ihn ihnen mehr als einmal entgegen geschrien –, dennoch verhielten sie sich plötzlich, als säße er allein aufgrund eines Missverständnisses in diesem Gefängnis; geplagt von Ungeziefer und Gestank.

Der hochgewachsene Soldat, den man am Nachmittag zu ihm geführt hatte, hatte hochmütig gewirkt. Am liebsten hätte Kjell ihn mit seinem feinen Umhang erwürgt, den er so selbstverständlich zur Schau trug, während er selbst nicht wusste, wie er sich nachts Füße und Finger gleichzeitig warm halten sollte.

Der andere Mann dagegen, jener, der in den Schatten verblieben war und unüberhörbar die Befehlsgewalt innehatte, hatte ihn auf andere Weise beunruhigt. Die Macht, die von ihm ausgegangen war, hatte sich wie Eisregen auf Kjells Haut gelegt. Es hatte nur einige wenige Worte bedurft, um zu wissen, dass eine schleichende Gefahr von diesem Mann ausging. Während der Soldat trotz allen Hochmuts etwas Aufrechtes ausgestrahlt hatte, hatte dessen Befehlshaber Kjell an eine Schlange erinnert, die im Gras auf Beute lauerte.

Und trotzdem hatte er sich nicht beherrschen können. Hatte nicht abgewartet, sondern von Wut und Verzweiflung befeuert seiner Frustration freien Lauf gelassen, als er tief ins faulige Stroh gegriffen und es dem Fremden entgegengeworfen hatte. Die angewiderte Miene des Soldaten war es wert gewesen. Die Prügel, die Kjell anschließend vom diensthabenden Wachsoldaten eingesteckt hatte, nicht.

Er tastete nach seinem Bauch. Er musste den Kittel nicht heben, um zu wissen, dass sich dort ein Bluterguss gebildet hatte. Es war nur einer von vielen.

Kjell unterdrückte ein Seufzen. Er fühlte sich leer und ausgebrannt, genau wie die Feuer in den Siedlungen, die die Römer im vergangenen Winter in Schutt und Asche gelegt hatten.

Und doch war unter der Asche noch ein Funke verblieben, ein letzter Rest Hoffnung auf Selbstbestimmung. Er musste nur der Strömung folgen, bis er einen Weg fand, sich aus der Gefangenschaft zu befreien oder einen Kampf anzuzetteln, den er nicht überleben würde. Seine Zeit würde kommen.

\*\*\*

Ein letztes Mal atmete Ciaran tief ein und schob alle Bedenken und sogar seinen Unmut beiseite. Die Gefängnisbaracke lag wie ein hungriges Tier vor ihm und schien nur darauf zu warten, dass er sich in dessen Fänge begab. Obwohl er noch einige Schritte entfernt war, konnte er bereits den Übelkeit erregenden Gestank wahrnehmen. Es kostete ihn einiges an Selbstbeherrschung, nicht angeekelt das Gesicht zu verziehen.

Als er die Tür erreichte, flüchtete er sich in dasselbe Hilfsmittel wie bei seinem ersten Besuch und presste sich den Umhang vor Mund und Nase. Grüßend nickte er den Wachen zu, bevor er den engen Flur betrat. Ciaran unterdrückte ein Husten, als trotz des Umhangs zum Schneiden saure Luft in seine Lungen eindrang und mit aller Macht wieder ins Freie wollte.

Er beschleunigte seinen Schritt. Die einzige Möglichkeit, diesen Ort so schnell wie möglich hinter sich zu lassen, bestand darin, den Gefangenen aus der Zelle zu holen. Es mochte Ciaran nicht behagen, ihn mit in sein Zelt zu nehmen, aber er würde sich kaum Seite an Seite mit ihm ins faulende Stroh setzen und sich von Ratten in die Stiefel beißen lassen. Immer davon ausgehend, dass sich nicht selbst die Ratten zu schade für diesen Vorhof der Unterwelt waren.

Wieder hatte man eine zusätzliche Wache vor der Zelle des Germanen postiert. Ciaran nickte dem Mann knapp zu und reichte ihm eine schmale Schriftrolle, die belegte, dass er einen direkten Befehl des Legaten ausführte. Sichtlich desinteressiert trat die Wache beiseite und gab ihm den Weg frei.

Die Zellentür öffnete sich unter einem ohrenbetäubenden Quietschen. Es dauerte einen Augenblick, bis Ciaran sich an das Dämmerlicht gewöhnt hatte. Dann stellte er überrascht fest, dass der fremde Krieger zusammengerollt in einer Ecke lag und sich nicht rührte, obwohl die Mittagsstunde längst verstrichen war. Soweit Ciaran wusste, war es im Norden unüblich, am Nachmittag zu ruhen, da man doch jede Stunde Tageslicht zum Arbeiten nutzte. Er fragte sich im Stillen, ob sich sein Problem vielleicht über Nacht von selbst erledigt hatte, doch dann bemerkte er das regelmäßige Heben und Senken des Brustkorbes.

Entschlossen trat er an den Gefangenen heran und stieß ihm leicht mit dem Stiefel gegen das Bein. »Aufwachen. Wir gehen.«

Noch nie hatte Ciaran einen Menschen so schnell auf die Beine kommen sehen. Im einen Moment schlief der Germane noch tief und fest, im nächsten stand er mit weit aufgerissenen Augen, rasendem Atem und in abwehrender Haltung an der zerklüfteten Wand. Ein Strom Worte in einer fremden Sprache brach aus ihm hervor. Ciaran kam es vor, als würde er ein wenig taumeln. Allgemein machte sein Gegenüber einen geschwächten Eindruck, aber Ciaran würde nicht den Fehler machen, ihn zu unterschätzen oder ihm so nahe zu kommen, dass er ihm an die Gurgel gehen konnte.

»Lass mich in Ruhe«, zischte der Germane schließlich auf Latein.

Entschlossen, von vornherein die Fronten zu klären, verschränkte Ciaran die Arme vor der Brust. »Hör zu, du Ratte. Du hältst nichts von mir und ich halte nichts von dir. Und wir wissen beide, dass man uns in dieser Angelegenheit nicht nach unserer Meinung fragt. Wir können das hier also auf zwei Arten regeln: Entweder du gehorchst mir und wir verbringen unsere Nachmittage wie zivilisierte Personen miteinander oder ich Sorge mit Gewalt dafür, dass du dich benimmst. An Letzterem bin ich nicht interessiert, aber wenn es keinen anderen Weg gibt, dann werde ich dich eigenhändig mit der Peitsche durchs Lager prügeln. Haben wir uns verstanden?«

Ciaran hatte in seinem ganzen Leben noch keine Peitsche angefasst, um einen Menschen zu schlagen, und hatte es auch in Zukunft nicht vor, aber das wusste der Germane nicht. Er sah sein Gegenüber schlucken und spürte dessen Hass auf seiner Haut brennen.

»Sei auf der Hut, Römer. Irgendwann wirst du nachlässig werden und ich einen Weg finden, dieses von den Göttern verfluchte Lager anzuzünden. Euer Blut für das von all den Kindern und Frauen, für deren Tod ihr verantwortlich seid.«

Eine Spur irritiert hob Ciaran eine Augenbraue. Über die Drohung wunderte er sich nicht. Er selbst würde nicht anders reden, wenn er an Stelle des Germanen gewesen wäre. Was ihn dagegen sehr wohl verwunderte, war die Tatsache, dass er ihnen vorwarf, Frauen und Kinder ermordet zu haben. Das war blanker Unsinn. Wehrlose Menschen zu meucheln lag nicht in ihrer Art. Warum sollte man zukünftige Arbeitskräfte ausmerzen?

»Wie du meinst«, unterbrach Ciaran die zornigen, in seiner Muttersprache ausgestoßenen Flüche des Germanen, die seiner Drohung folgten. »Wenn es so weit ist, werde ich es ja merken. Und jetzt komm mit.«

Er konnte sehen, dass es hinter der schmutzverkrusteten Stirn seines Gegenübers arbeitete. Sicherlich erwog er seine Möglichkeiten, nur um zu dem bitteren Schluss zu kommen, dass ihm nichts anderes übrig blieb, als zu gehorchen.

Mit einem künstlichen Lächeln deutete Ciaran zur Tür, damit der Gefangene vor ihm die Zelle verließ. Er war sicher nicht so dumm, vor ihm herzugehen, nur damit ihm von hinten eine eiserne Kette um den Hals geschlungen wurde.

Es klirrte leise, als sich der Germane in Bewegung setzte. Ciaran folgte ihm in sicherem Abstand und beäugte skeptisch die schweren Ketten, die die Füße des Gefangenen fesselten. Es beruhigte ihn, dass sie massiv genug waren, um seinen störrischen Begleiter im Zaum zu halten.

Ciaran wandte sich an die wartende Wache. »Die Kette an den Armen kannst du ihm abnehmen.«

»Herr?« Der Soldat blinzelte ihn an, als könnte er seinen Ohren nicht trauen.

»Bei Jupiter, nun nimm sie ihm schon ab. Die an den Beinen reicht für meine Zwecke.«

»Wie Ihr meint«, murmelte die Wache und befolgte den Befehl. »Wenn er zurückkommt, muss ich sie ihm aber wieder anlegen. Er hat schon einmal versucht, mir seinen Wassernapf über den Schädel zu ziehen.«

»Was mit ihm geschieht, wenn er in seiner Zelle ist, interessiert mich nicht«, entgegnete Ciaran schulterzuckend. »Ich will nur keine zwei Stunden bis zu meinem Zelt brauchen, weil er unterwegs unter dem Gewicht der Ketten zusammenbricht.«

Ein seltsamer Ausdruck lag auf den Zügen des Gefangenen, als die schweren Eisenschellen zu Boden fielen. Ciaran gefiel das Funkeln in seinen hellen Augen nicht, aber er machte sich keine Sorgen. Sollte der Häftling doch versuchen, ihn anzugreifen. Er würde ihm mit Freuden zeigen, wo sein Platz war.

Dankbar, dass er die Gefängnisbaracke endlich verlassen konnte, trieb Ciaran den Germanen vor sich her. Er brauchte dringend frische Luft und wollte nicht darauf verzichten, nur weil der Gefangene Schwierigkeiten beim Gehen hatte.

Einmal draußen angekommen, atmete er tief ein und warf zum ersten Mal bei Tageslicht einen Blick auf seinen neuen Schützling. Schön anzusehen war er nicht. Sein Gesicht war von Entbehrungen gezeichnet und durch die eingefallenen Wangen deformiert. Blutig gebissene Lippen sangen ein Lied von inneren Kämpfen.

Zu seiner Verwunderung bemerkte Ciaran, dass er seinen Eindruck vom Vortag korrigieren musste. Der Gefangene war zwar kein Hüne und entsprach damit in keiner Weise dem Bild, das Ciaran bisher von den Nordmännern gehabt hatte, aber er war immer noch größer als der durchschnittliche Römer. Im weißen Schnee wirkte seine Erscheinung noch schmutziger und abstoßender als in der Zelle. Der helle Bart in seinem Gesicht war rüdig, die viel zu langen und zerzausten Haare starrten vor Dreck.

Der Gefangene blinzelte mit den geschwellenen Lidern in Richtung Sonne. Die traurigen Überreste seiner Kleidung hingen steif vor Schmutz um seinen dünnen Körper. Ein strenger Geruch ging von ihm aus, der Ciaran angewidert das Gesicht verziehen ließ.

»Vorwärts«, bellte er.

Sie setzten sich in Bewegung. Der Gefangene mit winzigen, unkoordinierten Schritten, Ciaran mit der Hand am Griff seines Schwerts.

## Kapitel 6

Wie Ciaran befürchtet hatte, brauchten sie auch mit nur einer Kette eine Ewigkeit, um sein Zelt zu erreichen. Mehr als einmal ging der Germane unterwegs in die Knie und hinterließ bräunliche Spuren, wenn der Schnee ihm den Schmutz von Beinen und Händen wusch.

Ciaran sandte ein Dankgebet an die Götter, als endlich das dicke Leder des Zelteingangs hinter ihnen zufiel.

»Nun geh schon«, knurrte er den Gefangenen an, als dieser wie erstarrt im Eingangsbereich stehen blieb und sich mit weit aufgerissenen Augen umsah, eine Hand ausgestreckt, als wolle er die warme, leicht stickige Luft im Inneren des Zelts berühren.

Ciaran verdrehte die Augen. Er ging zur Feuerstelle und legte Holz nach. Funken stoben auf, als er nach einem Fächer griff und damit wedelte, bis die verbliebene Glut gierig am trockenen Holz fraß und die ersten Flammen Richtung Decke züngelten.

Auf einmal hörte er das sachte Klirren der Ketten hinter sich. So viel dazu, den Gefangenen nicht aus den Augen zu lassen. Sein Körper spannte sich in der instinktiven Erwartung an, von hinten angesprungen zu werden. Umso überraschter war er, als sein Besucher wortlos neben ihm zu Boden ging und nah genug an das Feuer rückte, um sich die Gesichtsbehaarung zu verbrennen. Er streckte die Hände aus und bewegte die violett verfärbten Finger über den Flammen. Es sah aus, als wollte er sie streicheln.

Das Schauspiel löste eine seltsame Empfindung in Ciaran aus, die vage Ähnlichkeit mit Mitleid hatte. Der Funken Menschlichkeit wurde jedoch wieder ausgelöscht, als ihm das Grauen in den Sinn kam, das dieser Mann mit seinem Volk über ihre Legionen gebracht hatte. Vielleicht war er dabei gewesen, vielleicht hatte er selbst Schwert und Axt geschwungen, tapfere Soldaten Roms im Sumpf ersäuft und ihnen dabei weniger Gnade erwiesen als einem alten Ochsen, der zur Schlachtbank geführt wurde.

Nein, er verdiente kein Mitgefühl. Auch dann nicht, wenn er zitterte und blaue Lippen hatte.

Wer hingegen sehr wohl Mitgefühl verdiente, war Ciarans empfindliche Nase. Der Gestank der Baracke umgab den Gefangenen wie eine unsichtbare Wolke, verteilte sich allmählich im Zelt und beschmutzte die warme Luft, die Ciaran in diesen Tagen so kostbar war.

Zweifelnd sah er zwischen seinem neuen Zuber und dem schmutzigen Krieger zu seinen Füßen hin und her. Sein Blick glitt über den von schwarzen Rändern bedeckten Hals und die verklebten Haare, die ihm bis über die Schultern fielen.

»Gütige Göttin«, murmelte Ciaran schicksalsergeben. Es gab nur eine Möglichkeit, es in dieser Gesellschaft bis zum Abend auszuhalten: Er musste dafür sorgen, dass sich der Gefangene wusch. So hatte er sich die Einweihung des Zubers nicht vorgestellt, als er den Zimmermann bestochen hatte, den Auftrag eines anderen Kunden zu seinen Gunsten zu *vergessen*. »Hör mal«, begann er und fuhr sich durch die eigenen, ordentlich gestutzten Haare. »So geht das nicht...« Er unterbrach sich. »Wie heißt du überhaupt?«

Der Germane sah zu ihm auf, die Miene eine Mischung aus Erschöpfung und Zorn. »Warum willst du das wissen? Falls du darauf hoffst, dass mein Leben meinem Fürsten etwas wert ist und ich als Unterpand zu gebrauchen bin, muss ich dich enttäuschen. Niemand würde auch nur mit der Wimper zucken, wenn ihr mich ausweidet.«

Ciaran nahm die Bitterkeit in der kratzigen Stimme zwar wahr, aber er ignorierte sie und verpasste dem Germanen stattdessen einen Klaps auf den Hinterkopf. Er bereute die Geste sofort, als seine Finger mit den verknöteten Haaren in Kontakt kamen und seine Haut mit einem klebrigen Film bedeckten. Angewidert wandte er sich ab und tauchte die Hand in die Wasserschüssel auf seinem kürzlich angelieferten Tisch.

»Ob du es glaubst oder nicht: Das ist mir bewusst. Ich will lediglich wissen, wie ich dich ansprechen soll. Also spuck schon deinen Namen aus«, sagte er hart, während er mit einem Tuch seine Haut schrubbte, bis sie rot wurde.

Es dauerte eine ganze Weile, bis der Gefangene antwortete. Trotz seiner dichten Gesichtsbehaarung konnte Ciaran leicht von seinem Gesicht ablesen, dass er mit sich kämpfte – und verlor. Schließlich rückte er näher an die Feuerschale, die die Flammen im Zaum hielt, und murmelte ein einzelnes Wort. »Kjell.«

Ciaran bewegte den fremdartigen Namen auf seiner Zunge. »Gut, *Kjell*. Ich werde jetzt nach Wasser schicken. Du brauchst dir in der Zwischenzeit keine Mühe zu geben, nach Messern oder Ähnlichem zu suchen. Nichts dergleichen ist in deiner Reichweite und das Einzige, was du mir an den Kopf werfen könntest, ist ein Kissen.« Er bezweifelte ohnehin, dass Kjell die Energie aufgebracht hätte, sein Zelt zu durchwühlen.

Ohne eine Antwort abzuwarten, schob er sich durch den Eingang ins Freie und winkte einen der Jungen zu sich, die in der Nähe des Brunnens herumlungerten. Ein blonder Bengel kam angesprungen, grinste breit und nickte geschäftstüchtig, als Ciaran ihm auftrag, zusammen mit seinen Freunden ein paar Eimer warmen Wassers zu besorgen. Dienstefrig stoben die Halbwüchsigen davon.

Als Ciaran ins Zelt zurückkehrte, hockte der Germane, nein, *Kjell*, immer noch regungslos vor dem Feuer. Seine Lider waren geschlossen und wenn Ciaran sich nicht ganz täuschte, war er kaum noch bei sich. Umso besser. Dann mussten sie sich wenigstens nicht miteinander beschäftigen.

Ciaran vertrieb sich die Zeit, indem er mit dem Dolch seine Fingernägel säuberte, und bald darauf kündigte munteres Stimmgewirr die Rückkehr der Botenjungen an. Nach und nach kamen sie durch den Eingang gestolpert und gaben sich größte Mühe, kein Wasser auf die kostbaren Teppiche tropfen zu lassen. Ciaran hatte sie am Morgen gescholten, da gefühlt mehr Wasser auf dem Boden als im Zuber gelandet war. Dieses Mal leerten sie die schweren Holzeimer so umsichtig, wie deren Gewicht es zuließ.

Als Ciaran die Hand ins Wasser hielt, stellte er fest, dass sie es in ihrem Diensteifer etwas zu gut gemeint hatten. Es war viel zu heiß, besonders für einen Mann, der bis auf die Knochen durchgefroren war.

»Holt noch ein paar Eimer Schnee«, befahl er. Die Jungen gehorchten. Als Ciaran mit der Temperatur im Zuber einverstanden war, drückte er ihnen ein paar Münzen in die Hand und schickte sie fort.

Anschließend sah er sich nach Kjell um. Der saß inzwischen mit weit offenen Augen neben dem Feuer, den Blick auf den Zuber gerichtet. Auf seiner Stirn hatte sich eine tiefe Falte gebildet, die den Schmutz auf seiner Haut deutlich zum Vorschein brachte.

Ciaran seufzte innerlich beim Gedanken an seine gute Seife. Er wollte sie wirklich nicht an diesen Schmutzfinken verschwenden, hatte aber kaum eine Wahl. Ohne Seife würde Kjell niemals seine normale Hautfarbe wiedererlangen.

»Worauf wartest du? Rein da«, kommandierte er kurz angebunden.

Kjell fuhr so heftig zusammen, als hätte er den Zusammenhang zwischen Zuber, Wasser und sich selbst bisher nicht hergestellt. »Niemals!«, protestierte er und stand auf, um sich langsam rückwärts zurückzuziehen. »Ich bin doch nicht verrückt! Nicht bei dieser Kälte!«

Ärgerlich verengte Ciaran die Augen. Wie konnte Kjell so unhöflich sein, seine Gastfreundschaft auszuschlagen? Gut, es war keine aufrichtige Gastfreundschaft oder gar Großzügigkeit, denn er dachte in erster Linie an seinen eigenen Vorteil, aber darauf kam es nicht an. Es gehörte sich nicht, so viel Entgegenkommen rüde abzuwehren.

»Was denkst du dir eigentlich? Stell dich nicht so an und nimm dein Bad!«

Kjell verschränkte die Arme vor der Brust und hob trotzig das Kinn. »Nein.«

»Nein?«, wiederholte Ciaran ungläubig. »Weißt du eigentlich, wie du stinkst?«

Kjell schnaubte. »Nein. Und ich wüsste auch nicht, inwiefern das mein Problem ist.«

Ciarans ohnehin dünner Geduldsfaden löste sich langsam auf. Er unterzog den Gefangenen einer neuerlichen Musterung, mehr taktische Erwägung als Interesse an dessen Person. Kjell hatte zwar breite Schultern, aber er war sichtlich abgemagert. Er würde ihm nicht viel entgegenzusetzen haben.

Kurz entschlossen ging Ciaran auf Kjell zu, packte ihn im Nacken und zog ihn wie einen Welpen hinter sich her. Die Kette klirrte, als Kjell sich gegen seinen Griff sträubte. Doch wie vermutet, war er zu ausgemergelt, um sich ernsthaft zur Wehr zu setzen. Trotzdem schlug er um sich und versetzte Ciaran einen so gezielten Kinnhaken, dass ihm die Zähne klapperten.

Nach kurzem Ringen und einigen deftigen Flüchen gelang Ciaran das Kunststück, Kjell mitsamt der Fußfessel anzuheben und über den Rand des Zubers zu schubsen. Wasser spritzte in alle Richtungen davon. Fauchend beschimpfte Kjell Ciaran in seiner Muttersprache, nur um plötzlich überrascht innezuhalten und mit halb erhobenen Händen an sich herabzusehen.

»Was?«, fragte Ciaran gereizt. Er betastete seinen Kiefer und schwor sich innerlich, Kjell eine Lektion zu erteilen, sollte er am nächsten Tag einen Bluterguss spazieren tragen.

»Nichts«, erwiderte Kjell und ließ die Finger beinahe andächtig durchs Wasser gleiten. Nach einer Weile fügte er mit einem merkwürdigen Unterton hinzu: »Das Wasser ist warm.«

»Natürlich ist es das. Ich habe doch...« Ciaran stutzte. Ihm dämmerte auf einmal, dass Kjell gedöst haben musste, als das heiße Wasser gebracht worden war. Er war anscheinend davon ausgegangen, in einem Zuber voll Eiswasser zu landen. Welch ein Narr! Und welche Unverschämtheit, ihm einen so unfreundlichen Zug zu unterstellen.

»Wasch dich gefälligst.« Ciaran holte einen Schwamm – er konnte nicht fassen, dass er ihn opfern musste, die Reinigung ohne Striegel und mit Schaum war sowieso schon minderwertig genug – und Seife aus dem Holzkästchen, in dem er das Zubehör für die tägliche Körperpflege verstaute. Beides warf er in den Zuber.

Kjell tastete danach, machte aber keine Anstalten, etwas davon zu verwenden.

»Was ist denn nun schon wieder? Zieh das dreckige Zeug aus oder muss ich nachhelfen?«, fuhr Ciaran ihn an.

Kjells Miene verfinsterte sich. »Was verdammt noch mal willst du von mir, Römer?«, bellte er zurück. »Was soll ich hiermit...« Er hielt die glitschige Seife hoch und kämpfte mit ihr, als sie ihm aus den Fingern zu gleiten drohte, »...oder damit anfangen?« Mit den Fingerspitzen stieß er den Schwamm auf seiner Brust an, sodass er ins Wasser glitt und verschwand.

Ciaran hätte am liebsten vor den Zuber getreten. Wieder einmal fragte er sich, wie bei Pluto die Germanen in der Lage gewesen waren, ihre Legionen zu besiegen. Wie konnte Varus von einer Horde Wilder überrannt werden, die nicht einmal mit den simpelsten Dingen des zivilisierten Lebens vertraut waren?

Er zwang sich zur Ruhe und atmete tief ein. »Zieh deine Sachen aus und gib sie mir. Wirf sie bloß nicht einfach auf den Boden. Dann nimm die Seife... das weiße Ding... und reib es über den Schwamm... das gelbe Ding. Danach geh damit über deine Haut und lass bloß keine Stelle aus«, zischte er schließlich.

»Hast du keinen Sand? Das reinigt besser als dieses klebrige Zeug«, murrte Kjell, während er sich im Schutz der hohen Zuberwand seiner Kleidung entledigte.

Die Augen verdrehend ignorierte Ciaran den Einwand und streckte lediglich die Hand nach den nassen Lumpen aus. Am Rande bemerkte er, dass Kjell im Zuber kleiner und kleiner wurde, als würde er sich nicht nackt vor ihm zeigen wollen. Er versuchte sogar, den dürrtigen Schaum auf der Wasseroberfläche so zu platzieren, dass seine Männlichkeit bedeckt blieb.

Ciaran schnaubte abfällig. Das Wasser war inzwischen viel zu schmutzig, um etwas zu erkennen. Und glaubte Kjell etwa, dass Ciaran noch nie einen unbedeckten Mann gesehen hatte?

Angewidert riss er Kjell die zerfetzte Kleidung aus der Hand, musterte sie kurz und warf sie dann im hohen Bogen aus dem Zelt. Wenn Kjell sie unbedingt behalten wollte, konnte er sie auf dem Rückweg einsammeln. In diesem Zelt gab es keinen Platz für sie.

Während Kjell sich skeptisch schrubkte und immer wieder misstrauische Blicke in Ciarans Richtung warf, nahm dieser einen ledernen Beutel aus dem Holzkasten.

»Gib mir deine Hand«, befahl er Kjell, während er die Schnürung des Beutels löste. Darin befand sich Hirschhornpulver von bester Qualität, das einen scharfen, aber nicht unangenehmen Geruch verbreitete. Als sich ihm eine fast saubere Hand entgegenstreckte, gab Ciaran etwas von dem Pulver hinein. »Nimm es in den Mund und scheuere mit den Fingern über deine Zähne. Ich sage dir Bescheid, wenn du es wieder ausspucken kannst. Aber nicht verschlucken!«

»Warum bei Donar sollte ich das tun?«

»Weil du aus dem Maul stinkst wie mein Pferd aus dem Arsch, verflucht noch mal«, stöhnte Ciaran. Allmählich gewann er eine Vorstellung davon, welche Kämpfe ihm in den nächsten Tagen und Wochen bevorstanden. Es war schlimm genug, Zeit mit einem Feind verbringen zu müssen. Sich obendrein ständig mit dessen trotziger Rückständigkeit herumzuschlagen, war jedoch eine Strafe.

Beleidigt stopfte sich Kjell das Pulver in den Mund und verteilte es auf seinen Zähnen. Grob rieb er mit dem Zeigefinger über das Zahnfleisch.

»Du musst Wasser dazu nehmen«, seufzte Ciaran.

Kjells Augen wurden zunehmend schmaler. Er schaufelte sich eine Handvoll Wasser in den Mund, verzog das Gesicht und spuckte die Masse nach einem Augenblick ungefragt zurück in den Zuber.

Ciaran verkniff sich eine Bemerkung und suchte stattdessen nach einem Tuch, mit dem Kjell sich abtrocknen konnte. Im Stillen verfluchte er sich bereits, dass er Kjell so unbedacht mitsamt seiner Kleidung in den Zuber geworfen hatte, denn nun musste er ihm etwas zum Anziehen geben. Und das, wo ihm inzwischen ohnehin aufgegangen war, dass es ihm an Kleidung mangelte, die für den hohen Norden geeignet war. Andererseits blieb ihm kaum etwas anderes übrig: Nur die Götter wussten, welches Ungeziefer sich in den Lumpen festgesetzt hatte.

Er durchwühlte seine Kleidertruhe nach einem Stück, das nicht allzu kostbar war, fand jedoch nur eine schlichte, aber dennoch aus edlem Stoff gefertigte Tunika. Verärgert verabschiedete er sich von ihr, wusste er doch zu gut, dass er sie nie wiederbekommen würde – zumindest nicht in einem für ihn akzeptablen Zustand.

Mit dem Kleidungsstück über dem Arm kehrte er zu Kjell zurück, der still im Wasser lag und ihn nicht weiter beachtete. Inzwischen hatte er sich das Gesicht gewaschen und war mit dem Kopf untergetaucht, sodass ihm die Haare dicht am Schädel klebten. Aus dem struppigen Bart rann schmutziges Wasser.

Ciarans Interesse wurde jedoch von etwas anderem gefesselt. Er verstand nun, warum der Legat die Meinung vertreten hatte, dass Kjell ein Krieger sein musste. Überall auf seinen Armen und Schultern waren Narben zu erkennen. Keine Überbleibsel lebensbedrohlicher Wunden, lediglich die Zeugnisse unruhiger Zeiten. Jedes Stück Narbengewebe war ein Beweis, dass Ciaran es nicht nur mit einem Krieger, sondern auch mit einem Mann zu tun hatte, der seine bisherigen Schlachten *überlebt* hatte. Er würde sich in Acht nehmen müssen, Kjell nicht zu unterschätzen.

Etwas ruhiger als zuvor hielt er die Tunika in die Höhe. »Wenn du sauber bist, trockne dich ab. Bis wir etwas Passenderes gefunden haben, kannst du die hier tragen.«

Kjells eisblaue Augen weiteten sich und wurden plötzlich dunkel. Langsam richtete er sich auf, bevor er mit einer Wendigkeit, die Ciaran ihm nicht zgetraut hatte, auf die Füße sprang. Ungeachtet seiner Nacktheit, die ihm im Augenblick nicht mehr unangenehm zu sein schien, stemmte er beide Hände in die Hüften und brüllte vor Wut spuckend: »Es reicht, Römer! Ich habe mich von dir ins Wasser werfen lassen. Ich habe mich von dir verspotten und mir wie ein kleines Kind einen Klaps verpassen lassen. Ich habe mich an all deine lächerlichen Anweisungen gehalten und sogar Dreck in den Mund genommen, aber bei Wodan, ich werde kein Kleid anziehen!«

## Kapitel 7

Ciaran erstarrte. Es waren allerdings nicht Kjells Worte, die ihn verharren ließen, sondern vielmehr der Anblick des Mannes, der in all seiner Pracht vor ihm stand. Genau genommen war *Pracht* kaum das richtige Wort, um den ausgemergelten und zerschundenen Körper zu beschreiben, der im Zuber bebte, als wäre er zum Schlag bereit. Oder zum Zubeißen. Je nachdem, wie die Germanen zu kämpfen pflegten.

Das Leid der Sklaven auf dem Markt war Ciaran nahegegangen. Er hatte sich nicht gut dabei gefühlt, sie ihrem Schicksal zu überlassen, aber was er nun vor sich sah, besaß eine andere Qualität, die ihn wesentlich tiefer traf.

Der Hunger hatte Kjells Muskeln schwinden lassen. Seine Gliedmaßen bestanden aus kaum mehr als Haut und Knochen, Blutergüsse unbekannter Herkunft verfärbten seine Unterarme. Die Rippen zeichneten sich ab, als wollten sie die geschundene, merkwürdig dünn wirkende Haut durchstechen. Kjells zu Schlitzen verengte Augen mochten drohen, Ciaran zu erwürgen, wenn er ihm zu nahe kam, aber sie wussten beide, dass er dazu nicht in der Lage war. Welch eine Demütigung für einen Krieger, schon vor dem Alter so schwach zu sein.

Wie hatten die Legaten einen Mann, von dem sie sich wichtige Informationen erhofften, so weit herunterkommen lassen können? Wie viele Wochen und Monate sollten vergehen, bevor Kjell die Misshandlungen vergaß?

Plötzlich wurde Ciaran klar, dass es nicht weise gewesen war, Kjell zu überwältigen und ihm seinen Willen aufzuzwingen. Aber wer war er, dass er sich mit solchen Dingen auskannte? Er hatte sich nicht freiwillig für diese Aufgabe gemeldet. Er wollte keinen tropfenden Germanen in seinem Zelt haben, wollte nicht sehen müssen, wie sehr dessen Hüftknochen hervorstanden, nicht die schmutzige Wunde auf dessen Brust betrachten. Und doch sollte ausgerechnet Ciaran derjenige sein, der ihm die Hand der Freundschaft reichte – und das auch nur, um Kjell dazu zu bringen, sein eigenes Volk zu verraten.

Zum ersten Mal, seitdem er Kjell begegnet war, verspürte Ciaran eine Spur aufrichtigen Mitgefühls. Mitgefühl für einen Mann, der alles verloren hatte, nur um am Ende festzustellen, dass man ihm noch mehr nehmen konnte.

Und trotzdem stand Kjell mit hochgerektem Kinn vor ihm. Bereit, für sich und seine Ehre einzustehen. Trotz all des Elends, das er durchlitt, war er stolz. Viele andere Männer hätten längst demütig den Kopf gesenkt und ihr Schicksal akzeptiert, aber Kjell war anders. Stark. Wenn man ihn auf den Knien sehen wollte, dann musste man ihn mit Gewalt dorthin zwingen; mit einer eisernen Hand im Nacken und einem Tritt in die Kniekehlen.

Mit dieser Erkenntnis keimte etwas anderes in Ciaran auf: eine vage und allzu leicht zu ignorierende Form von Respekt.

Ein Zittern lief durch den ausgemergelten Körper und erinnerte ihn daran, dass er Kjell schon allzu lange wort- und reglos beäugte.

*Wenn du ihn erfrieren lässt, bist du dein Problem zwar los, aber der Legat wird nicht glücklich sein,* ermahnte er sich mit einem Anflug von Galgenhumor. Er betrachtete seine gute Tunika, die der Germane frech als Kleid bezeichnet hatte. Er bot Kjell feinsten Stoff an, der ihn hundertmal besser wärmen würde als die Lumpen, die draußen vor dem Zelt im Schnee lagen, und er schlug erneut sein großzügiges Angebot aus? Nur ein Verrückter würde sich so verhalten. Oder eben ein sehr stolzer Mann aus einer anderen Kultur, der etwas Grundsätzliches falsch verstanden hatte.

»Das ist kein Kleid«, erklärte Ciaran schließlich schlicht. Er wunderte sich selbst, wieso der gereizte Unterton verschwunden war, der zuvor seine Stimme dominiert hatte. »Und es ist das Einzige, was ich dir im Moment anbieten kann. Wenn du nicht nackt hier sitzen willst, dann solltest du es anziehen.«

An Kjells schmalem Kiefer zuckte ein Muskel. Offensichtlich fiel ihm erst jetzt auf, dass er nackt vor seinem Feind stand, und bedeckte mit den Händen seine Blöße. Seine Schamhaftigkeit amüsierte Ciaran zunehmend.

»Ich werde keine Frauenkleidung tragen. Auch dann nicht, wenn du mir nichts anderes gibst.« Kjells Stimme schwankte und ließ ahnen, dass er früher oder später nachgeben würde. Immerhin konnte er nicht nackt zurück in seine Zelle marschieren. Sicher hatte er nicht so verbissen ums Überleben gekämpft, nur um am Ende der eigenen Sturheit zum Opfer zu fallen. In Ciarans Zelt würde Kjell auch ohne Bekleidung zurechtkommen, solange er nah genug am Feuer blieb, in der Zelle nicht.

Mit einem unterdrückten Brummen legte Ciaran die Tunika auf den Rand des Zubers. Anschließend griff er nach den Schnallen, die seinen Brustpanzer hielten und öffnete sie. Schwer schlug das gehärtete Leder auf dem bunten Teppich auf und gab den Blick auf eine weiße, an Schultern und Bauch zerknitterte Tunika frei.

Vielsagend hob Ciaran die Arme. »Sehe ich für dich wie ein Mann aus, der sich in Frauenröcke kleiden würde? Die Tunika ist ein Kleidungsstück, das jeder erwachsene Mann in Rom tagein, tagaus trägt. Sie ist bequem und lässt die Beine frei, damit man nicht schwitzt, aber ein Kleid ist sie nicht.«

Misstrauen spiegelte sich auf Kjells Zügen wider. Er betrachtete die Tunika, dann sah er Ciaran prüfend an, die Hände immer noch über seiner Blöße verschränkt. Schließlich verdrehte er die Augen und grapschte nach dem Kleidungsstück, sei es aus Scham oder weil ihm langsam die Kälte wieder in die Glieder kroch.

Doch Ciaran erlaubte ihm nicht, sich anzuziehen. Kopfschüttelnd packte er die Tunika, bevor Kjell sie an sich reißen konnte und hielt sie aus seiner Reichweite. »Du bist doch noch ganz nass. Willst du den restlichen Tag in einer feuchten Tunika herumsitzen?«

»Das schert mich nicht«, knurrte Kjell.

»Mich aber.« Ciaran hielt ihm eines der Tücher entgegen, die neben dem Zuber bereitlagen. »Trockne dich ab.«

Kjell war das Misstrauen ins Gesicht geschrieben, als er zögernd den weichen Stoff entgegennahm und damit prüfend über seine Haut fuhr. Sofort bildeten sich hässliche Flecken auf dem wollweißen Material, Überreste der Schmutzkruste, die seinen Körper bedeckt hatte.

Ciaran zog sich zu den Sitzkissen zurück. Nun, da Kjell gebadet war und nicht länger wie ein verwaarloster Stall roch, war es an der Zeit, sich seiner eigentlichen Aufgabe zu stellen. Allerdings wusste er beim besten Willen nicht, wie er es anfangen sollte. Er konnte Kjell kaum die Hand reichen und ihn schlicht bitten, Freunde zu sein. Ciaran wusste viel zu wenig über Kjell oder seine Kultur, hatte keine Ahnung, welchen Sitten und Gebräuchen die Germanen folgten und was einen ihrer Krieger verärgern würde.

Stumm beobachtete er, wie Kjell sich in Windeseile anzog. Sein Körper versank förmlich in der Tunika. Der Stoff hing an seinen Schultern wie an einem Holzgerüst und betonte seinen schlechten Ernährungszustand.

Für einen verrückten Moment wäre es Ciaran fast lieber gewesen, wenn er unbekleidet geblieben wäre. Darüber hinaus hatte Kjells derzeitiges Erscheinungsbild kaum etwas Verlockendes an sich. Abgesehen vielleicht von der Farbe seines Haars, das selbst zwischen seinen Beinen und trotz der Feuchtigkeit erstaunlich hell war.

Tatsächlich faszinierte es Ciaran, wie schwach Kjells Körperbehaarung ausgeprägt war. Er war anderes gewohnt, Männer, deren Brust, Bauch, Beine und sogar manchmal der Rücken von kräftigen, dunklen Haaren bedeckt waren. Oder zumindest von deren Überresten. Es war unter den Kaufleuten und Adligen derzeit in Mode, sich die Körperbehaarung entfernen zu lassen. In den Badehäusern waren ganze Heerscharen von Sklaven damit beschäftigt, die Haut der Männer zum Vorschein zu bringen. Manchmal mit der Klinge oder auch, indem man die Haare einzeln an der Wurzel ausriss.

Ciaran war dankbar, dass ihm diese Tortur meistens erspart blieb. Auch seine Behaarung fiel spärlich aus, und was sich an Beinen und Brust zeigte, durfte bleiben. Einzig zwischen den Beinen ließ er sich stutzen. Es gab Spielarten der Liebe, bei denen Haare im Mund weniger angenehm waren.

Wie merkwürdig, dass ausgerechnet die Nordländer – und zu denen zählte er von der Abstammung her wohl oder übel auch – so wenig Haare am Leib hatten. Aber vielleicht handelte es sich nur um einen Zufall, dass ausgerechnet seine eigene Brust fast und die des Germanen ganz frei von störrischem Flaum war.

Ciarans Blick fiel auf Kjells Schopf. Nachdem er seine Haare in das Tuch gewickelt und die Feuchtigkeit herausgepresst hatte, standen sie ihm zu Berge. Dank der Nähe zum Feuer begannen sie sich an den Enden zu kringeln und nahmen zudem eine Farbe an, die noch heller als die von Kjells Körperbehaarung ausfiel. Er fragte sich, wie hell sie im Sommer werden mochten, wenn sie von der Sonne ausgebleichen wurden.

Auf einmal wurde Ciaran bewusst, dass er starrte. Und eine Antwort auf die Frage, was er nun mit Kjell anfangen sollte, hatte er immer noch nicht.

Überfordert schweifte sein Blick im halbdunklen Zelt umher und traf auf die flache Holzkiste am Fuße seiner Lagerstatt. Dort bewahrte er Gegenstände auf, die der Zerstreung dienen sollten. Zwar hatte er Silvius gegenüber den Zug gen Norden mitten im Winter mit glühenden Reden verteidigt, aber dennoch war ihm schon in Rom bewusst geworden, dass sie in den ersten Monaten nach ihrer Ankunft nicht viel zu tun haben würden. Entsprechend hatte er neben einigen weniger wertvollen Abschriften von Werken Ovids, Sokrates' und Homers, schmalen Schriftrollen mit dem Gedankengut jüngerer Philosophen und seinen Salben für die umfassende Körperpflege auch ein paar aus Holz gezimmerte Spielbretter in seine Reisetruhe geworfen.

Vielleicht konnte er die Zeit totschiagen, indem er Kjell lehrte, *Latrunculi* zu spielen. Damit wäre ihnen beiden geholfen. Bei dieser Gelegenheit konnte er sich auch einen Eindruck davon machen, wie klug und geschickt sein Gegenüber war. *Latrunculi* war ein Spiel, bei dem man mit Gewalt und ohne Finesse nicht weit kam.

Ciaran gratulierte sich innerlich zu seiner Idee und wandte Kjell den Rücken zu, um das Spiel in den Untiefen der von der Reise durchgeschüttelten Kiste ausfindig zu machen. Es dauerte nicht lange, bis er die in zwei unterschiedlichen Farben gebeizten Spielsteine in Händen hielt. Umsichtig stellte er das mit edlen Schnitzereien versehene Spielbrett auf den Fußboden zwischen den Sitzkissen. Die Spielsteine legte er daneben, bevor er Kjell, der ihn misstrauisch beobachtet hatte, bedeutete, sich zu ihm zu setzen.

Tiefe Falten bildeten sich auf Kjells Stirn, als er sich mit angezogenen Knien auf den Boden hockte. Ciaran zog eine Augenbraue hoch, setzte sich jedoch auf eines der Sitzkissen statt daneben. Seine langen Beine ruhten im Schatten des leise knisternden Feuers, als er sich genüsslich ausstreckte und Kjell bedeutete, es sich ebenfalls gemütlich zu machen. Nur sehr zögernd folgte Kjell seiner Bitte und wirkte über alle Maßen erstaunt, als er das Kissen betastete und sich schließlich vorsichtig dagegenlehnte.

Um ein Haar hätte Ciaran gelacht. Es war zu merkwürdig, wie weltfremd Kjell war und wie misstrauisch er auf die schlichtesten Dinge des Lebens reagierte.

»Was jetzt?«, knurrte Kjell.

»Jetzt erkläre ich dir, wie gespielt wird«, verkündete Ciaran und begann, Kjell die Spielregeln zu erklären, doch es dauerte nicht lange, bis er unterbrochen wurde.

»Warum tust du das?«, presste Kjell plötzlich hervor. Er hatte einmal mehr die Arme vor der Brust verschränkt.

»Was? Dir die Regeln erklären?«, erwiderte Ciaran leicht erbost über die rüde Unterbrechung. »Damit du das Spiel begreifst. Warum denn sonst?«

»Nein. Warum holst du mich hierher und behandelst mich so...« Kjell schien nach dem passenden Wort zu suchen. Dann setzte er neu an. »Du zerrst mich durch Kälte und Schnee, nur damit wir mit Holzscheiben klappern. Um zu *spielen*. Ich bin kein Kind mehr! Wenn du mich beleidigen willst, kannst du mich genauso gut in meine Zelle zurückbringen.« Bei seinen letzten Worten wurde seine Stimme merklich lauter.

Ciaran war von diesem neuerlichen Ausbruch an Ignoranz sowohl überrascht als auch verärgert. Wie die meisten Römer vertrieb er sich seine freie Zeit sehr gern mit Würfel- und Brettspielen, mit Wetten und Schaukämpfen, an denen man entweder selbst teilnehmen oder Münzen auf die einzelnen Krieger setzen konnte. Deshalb mit einem Kind verglichen zu werden, fand er unverschämt; ganz besonders, da er sich redlich bemüht hatte, die lange Zeit bis zum Abend für sie beide angenehmer zu gestalten. Er spürte, dass seine Geduld – wenigstens für den heutigen Tag – endgültig erschöpft war.

Als er antwortete, sprach er leise und betonte jedes einzelne Wort, als wäre es ein geschliffener Pfeil, der sein Ziel erreichen sollte. »Es schert mich nicht, ob spielerische Zerstreung bei deinem Volk den Kindern vorbehalten ist und auch nicht, warum das der Fall ist. Vielleicht verschwendet ihr zu viel Zeit damit, harmlose Soldaten und Frauen abzuschlachten. Was mich sehr wohl schert, ist, dass wir gemeinsam in dieser Situation stecken. Niemand hat dich gefragt, ob du bereit bist, deine Nachmittage mit mir zu verbringen, aber ich kann dir versichern, dass auch mich niemand nach meiner Meinung gefragt hat. Eine Wahl haben wir nicht. Das Einzige, das in unserer Macht liegt, ist die Entscheidung darüber, ob wir von nun an jeden Nachmittag hier im Zelt sitzen und uns gegenseitig anstarren oder ob wir versuchen, die Zeit halbwegs angenehm zu gestalten. Also tu uns beiden den Gefallen und nimm jetzt die roten Steine. Bau sie so auf, wie ich es dir gerade erklärt habe und in der Zwischenzeit hoffen wir gemeinsam darauf, dass es bald Abend wird.«

Es dauerte lange, bis Kjell reagierte. Für einen Moment war Ciaran nicht einmal sicher, ob er ihn verstanden hatte, denn Kjells Blick war verschleiert und ging durch ihn hindurch, als wäre er ganz woanders. Er öffnete den Mund, als wollte er erneut Ciarans Gründe hinterfragen, schwieg jedoch. Und dann, mit einer

Plötzlichkeit, die Ciaran geradezu erschreckte, lächelte Kjell. Es war keine Geste der Annäherung oder des Einverständnisses. Vielmehr wirkte es, als wäre ihm ein boshafter Gedanke in den Sinn gekommen, der ihm allzu gut gefiel.

Das Lächeln verblasste nicht, als Kjell scheinbar überzeugt von Ciarans kleinem Monolog seine Spielsteine in Position stellte. Manche Philosophen behaupteten, die Augen seien der Spiegel der Seele und in diesem Moment war Ciaran gewillt, ihnen zuzustimmen. Kjells Augen waren von einem dunklen Glanz erfüllt, der nicht zu seiner entspannten Körperhaltung passen wollte. Seine dünnen Finger bewegten sich wie Krabbeltiere über das Spielbrett, aber der Zorn schien von ihm abgefallen zu sein, selbst seine Gesichtszüge wirkten ruhig. Aber seine Augen...

Während der ersten Spielrunde schwiegen beide, außer wenn Ciaran gezwungenermaßen an bestimmte Regeln erinnern musste. Natürlich verlor Kjell, obwohl Ciaran sich mit Kniffen bewusst zurückhielt. Doch bereits in der zweiten Runde versuchte Kjell, die Regeln für sich zu nutzen, um Ciaran eine Falle zu stellen. Seine Bemühungen waren stümperhaft, aber vielversprechend. Manchmal stellte er eine Frage zum Spielverlauf, doch zumeist herrschte abgesehen vom Klappern der Holzplättchen Stille im Zelt.

Als sie zum siebten Spiel aufbauten, begann Kjells Konzentration auf einmal nachzulassen. Er machte Fehler und musste an Regeln erinnert werden, die er zuvor richtig umgesetzt hatte. Hatte er bisher steif auf den Knien gehockt, aber den Oberkörper gerade gehalten, sackte er nun zunehmend mit den Schultern nach vorn, beide Arme um den Leib geschlungen.

Ciaran beobachtete die Veränderung in Kjells Körpersprache, konnte sie aber nicht deuten. Er selbst war im Verlauf ihrer Partien wieder etwas zu Ruhe gekommen, doch er hatte den Ausdruck in Kjells Augen nicht vergessen. Halb erwartete er, im nächsten Augenblick das Spielbrett auf den Kopf geschlagen zu bekommen, damit Kjell einen Vorsprung für seinen Fluchtversuch hatte.

Stattdessen ertönte mit einem Mal ein unmissverständliches Grollen. Der Laut schien sich seinen Weg durch Ciarans Körper zu vibrieren und ihn wachzurütteln.

*Was bin ich nur für ein Rindvieh?,* schoss es ihm durch den Kopf. *Da zerbreche ich mir den Schädel, wie ich die Zeit totschiessen und Kjell auf unsere Seite ziehen kann und begehe denselben Fehler wie die Legaten.*

Peinlich berührt presste er die Lippen aufeinander. Wäre Deborah in seiner Nähe, hätte sie ihn wohl am Ohr ins Freie gezerrt und ihm den Kopf gewaschen, erst mit Schnee, dann mit Worten. Hatte er denn gar keinen Verstand? Und wenn schon den nicht, dann nicht wenigstens Anstand?

Wenn man ein Pferd an sich gewöhnen wollte, fütterte man es mit Äpfeln. Wenn man einem treuen Wachhund seine Dankbarkeit zeigen wollte, gab man ihm Knochen oder Reste vom Tisch. Und wenn man einen halb verhungerten Germanen zähmen wollte, dann sorgte man verflucht noch mal dafür, dass er einen vollen Bauch hatte!

Wortlos sprang Ciaran auf. Am Zelteingang stand ein Tablett mit den reichhaltigen Überresten seines Mittagessens, die er sich für den Abend aufgespart hatte. Kurz überlegte er, das Fleisch noch einmal zu erwärmen, entschied sich aber dagegen. Kjells Magen hatte förmlich geschrien. Es war ihm sicher egal, ob das Fleisch warm oder erkaltet war.

Ciaran kehrte zu seinem Platz zurück und stellte das Tablett zwischen sie. »Iss«, sagte er schlicht.

Kjell sah erst ihn und dann das Essen an. Ein halber Kanten Brot, ein Stück Fleisch, das im eigenen Saft schwamm, ein paar Datteln, ein runzlicher Winterapfel, ein halbvoller Krug mit verdünntem Wein. Ein Römer, dem man ein so karges Gastmahl anbot, wäre augenblicklich gegangen, doch Kjell machte den Eindruck, als hätte er nie etwas Kostbareres oder Begehrenswerteres gesehen. Zitternd streckte er seine Hand aus, bis sie über dem Brot schwebte, ohne es zu berühren. Sein hervortretender Adamsapfel zuckte, als er krampfhaft schluckte, und Ciaran hätte sich nicht gewundert, wenn ihm ein Tropfen Speichel in den Mundwinkel getreten wäre.

Umso mehr verwunderte ihn Kjells Zurückhaltung. Wenn er vor Hunger bereits Bauchkrämpfe hatte – und genau das war es, was seine Körperhaltung vermuten ließ –, sollte man meinen, dass er über das Essen herfiel. Was hielt ihn zurück?

*Mangelndes Vertrauen*, beantwortete sich Ciaran die Frage selbst. Erneut empfand er widerwilligen Respekt für Kjell. Er war nicht sicher, ob er an seiner Stelle dieselbe Zurückhaltung aufgebracht hätte.

Er räusperte sich und versetzte Kjell einen Klaps auf die Schulter, bevor er ein wenig barscher als nötig sagte: »Worauf wartest du noch? Ich habe es nicht vergiftet, aber ich kann natürlich vorkosten, wenn du darauf bestehst.«

Das Beben in Kjells Fingern nahm zu, während er von einer Speise zur nächsten sah. Seine Anspannung sprang auf Ciaran über und schien das ganze Zelt wie angehaltener Atem zu umfassen. Sie löste sich erst, als Kjell endlich mit beiden Händen zulangte und hastig begann, sich abwechselnd Brot und Fleisch in den Mund zu stopfen.

Mit einem unergründlichen Gefühl im Bauch sah Ciaran ihm zu. Fleischfasern landeten auf dem Spielbrett und ein Meer aus Krümeln breitete sich darüber aus. Innerhalb weniger Wimpernschläge verwandelte sich Kjells frisch gewaschenes Gesicht in eine mit Bratensaft überzogene Grimasse, verziert von einem Streifen Wein, der ihm aus dem Mundwinkel rann und unweigerlich die ersten Flecken auf der Tunika hinterließ.

Der Ästhet in Ciaran hätte ihm dafür gerne auf die Finger geschlagen, aber der Mensch fragte sich stumm, wie lange es her war, dass Kjell sich satt gegessen hatte. Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken.

»Mach langsam. Sonst kommt alles wieder raus«, empfahl er halbherzig.

Es überraschte ihn nicht, dass Kjell ihn nur wütend anfunktete wie ein Raubtier, das seine Beute bedroht sah und sie ohne Kampf nicht hergeben würde.

Schulterzuckend lehnte sich Ciaran zurück und beobachtete, wie Kjell nach und nach jede noch so winzige Kleinigkeit auf dem Tablett in sich hineinstopfte. Als er ihn abends zur Baracke zurückbrachte, verlor er kein Wort darüber, dass Kjell blass war und immer wieder schwer schluckte. Er hatte ihn gewarnt.

## Kapitel 8

Kjell fror und hatte Hunger. Nichts Neues für einen Verstoßenen, der kaum noch wusste, wie sich ein voller Magen und ein warmes Lager anfühlten. Doch an diesem frühen Morgen, der das Weiß des Raureifs in seine Zelle brachte, spürte er seine Kraft schwinden.

Er zitterte in der viel zu dünnen Tunika, die der Römer ihm gegeben, nein, aufgezwungen hatte. Die ganze Nacht über hatte er versucht, seine nackten Beine unter den kurzen Stoff zu ziehen, der daraufhin knirschte und nun hässliche Beulen an der Vorderseite warf, aber es hatte kaum geholfen. Die Kälte kroch ihm von den Füßen in die Waden, durch die mittlerweile schmerzhaft Krämpfe zuckten, und legte sich wie eine Klaue um seinen Unterleib, sodass selbst das Wasserlassen zur Qual wurde.

Es waren ausgerechnet die Annehmlichkeiten des Vortags, die ihm zu schaffen machten. Für ein paar Stunden hatte er die Berührung des Feuers an seiner rauen Haut gespürt, für eine viel zu kurze Zeitspanne hatte warmes Wasser seine steifen Muskeln umspielt. Das weiche Gewebe aus bunten Fäden zu seinen kalten Zehen, die eigenartig vernähten Lederbahnen, die ihn umgeben hatten, so fest und dick, dass sie den Winter ebenso gut auszusperren schienen wie jedes Strohdach. Er hätte alles dafür gegeben, eines der zahlreichen Felle mitnehmen zu dürfen, die sich auf der Lagerstatt türmten. Er hatte noch nie solchen Reichtum gesehen wie im Zelt des Römern – und sich noch nie so arm gefühlt.

Auch quälte ihn auf einmal der Gestank, der in seiner Zelle vorherrschte. Er war wahrhaft nicht empfindlich, aber als er mit schmerzdem Magen, doch frisch gewaschenen, nach fremden Kräutern riechenden Gliedmaßen in die Gefängnisbaracke zurückgekehrt war – froh, dass er den impertinenten Römer endlich los war –, war ihm der Gestank wie eine eiserne Mauer entgegengeschlagen. Während all der Wochen seiner Gefangenschaft hatte ihn der Geruch von Urin und menschlichem Verfall nicht weiter gestört, hatte er ihn als Gegebenheit annehmen können, doch jetzt drängte er sich in sein Bewusstsein und brachte finstere Gedanken mit sich.

Was seinen Hunger anging, hatte der Römer ihm ebenfalls einen Bärendienst erwiesen. Die Speisen, die er Kjell gereicht hatte, waren nicht vergiftet gewesen, wie er anfangs befürchtet hatte. Sie waren sogar mit Abstand das Reichhaltigste gewesen, was er seit seiner Verbannung zu sich genommen hatte – und im Grunde weit länger. Es hatte gutgetan, als die Leere in seinem Magen nachgelassen und sich eine ruhige Trägheit in seinem Körper ausgebreitet hatte.

Lange hatte er das Gefühl jedoch nicht genießen können, denn genau wie der Römer vorhergesagt hatte, war ihm schon bald übel geworden und sein überforderter Magen hatte die Speisen wieder von sich gewiesen. Sie lagen nun als unappetitlicher Brei in der anderen Ecke seiner Zelle. Was für eine Verschwendung.

Doch es waren nicht nur die körperlichen Auswirkungen des Vortags, die Kjell quälten. Auch sein Geist war rastlos. Vor seinem inneren Auge sah er immer noch den verschwenderischen Reichtum im Inneren des Zelts vor sich, die fremdartigen Gerätschaften, die fein gearbeiteten Tiegel, Fläschchen und nicht zuletzt das Spielbrett, das wirkte, als wäre es von Meisterhand gefertigt.

Der Anblick des bunt ausgelegten Bodens hatte ihn erschüttert. Wie wohlhabend musste ein Mann sein, um sein Heim mit edlen Stoffen auszulegen, sie mit Füßen zu treten und dem Schmutz schwerer Stiefel auszusetzen? Und wie erbärmlich war dagegen Kjells Unterkunft mit ihrem schimmeligen Stroh und den klammen Wänden?

Und dann der Zuber! Ein warmes Bad im tiefsten Winter, und das unter den Augen dieses unhöflichen Menschen, der ihm nicht genug Respekt erwiesen hatte, um den Blick abzuwenden. Der ihn wie ein Kind, statt wie einen Ebenbürtigen behandelt hatte und ihn bei jeder Gelegenheit hatte spüren lassen, dass er in Kjell ein niederes Wesen sah.

Er hätte sich selbst treten und seinem Gastgeber an die Gurgel gehen mögen, als der ihm die Tunika gereicht und Kjell sie nicht sofort als das erkannt hatte, was sie war. Dabei hatte er solche Kleidungsstücke schon früher gesehen, wenn auch meistens halb verdeckt von Brustpanzern und Waffenröcken.

Unter dem belustigten Lächeln hatte sich Kjell entblößter gefühlt als die fehlende Kleidung allein erklären konnte. Entblößt und erniedrigt.

*Am schlimmsten, dachte er grimmig, ist am Ende nicht die Kälte. Oder der Hunger. Es ist die Hilflosigkeit.*

Kjell war nach wie vor entsetzt, wie schwer ihm der Weg zum Zelt gefallen war. Neben dem Römer hatte er sich klein und schwach gefühlt, verwundbar. Früher hätte er es ohne Schwierigkeiten mit ihm aufnehmen können, doch in seiner jetzigen Verfassung war er ihm unterlegen. Anfangs hatte er geglaubt, dass der Römer ihn deshalb so herablassend behandelte. Erst später hatte er begriffen, dass hinter dessen Gebaren Abscheu steckte.

Was hatte er Kjell noch einmal an den Kopf geworfen? Dass sein Stamm und er Menschen abgeschlachtet hätten?

Was für eine eigentümliche Bemerkung für einen Krieger. Jener Wortwechsel war der einzige Moment des ganzen Nachmittags gewesen, an dem Kjell sich überlegen gefühlt hatte. Wer immer dieser Mann sein mochte, ein Krieger war er nicht. Er trug vielleicht eine Rüstung und besaß ein Schwert, aber er verstand

den Geist des Krieges nicht. In seinen silbrig grauen Augen hatte eine Abscheu gestanden, die Kjell belustigt hatte. Sie war es auch gewesen, die ihm letztendlich etwas Hoffnung eingeflößt hatte.

Der Römer mochte glauben, dass er ihm überlegen war, aber Kjells Zeit würde kommen und dann würde sich zeigen, wer von ihnen ein Krieger war und wer nur ein reicher Popanz, der sich mit den Insignien eines Soldaten schmückte.

Mühsam stand Kjell auf. Seine tauben Füße wollten ihn kaum ertragen. Er stützte sich an der Wand ab und hinkte zu dem winzigen, mit Gittern versehenen Fenster, um nach draußen zu schauen. Ein frischer Windzug fuhr ihm über das Gesicht und nahm ihm den üblen Geruch aus der Nase. Er verdrehte den Kopf, um das weitläufige Lager überblicken zu können. All die sorgfältig aufgereihten Zelte, die schnurgeraden Pfade dazwischen, das massive Gebäude in der Mitte, in der die Anführer der Römer hausten.

Die ersten Sonnenstrahlen brachten den über Nacht gefallenen Schnee auf den Zeltplanen zum Glitzern. Feuer wurden neu entfacht und frierende Soldaten rieben ihre Hände über den Flammen, lachten, scherzten, riefen sich unanständige Bemerkungen zu. Die eine oder andere Frau huschte verstohlen aus einem Zelt und rückte ihre Kleidung und ihr Haar zurecht, bevor sie scheinbar unbeteiligt ihrer Wege ging. Das Trappeln von Pferdehufen erklang, als einige Späher in Richtung Haupttor galoppierten, doch all diese Eindrücke konnten Kjell nicht fesseln.

Er musste ständig an das warme Zelt denken. Kjell hasste sich für die verräterische Hoffnung, dass bald der Nachmittag kommen und er abgeholt werden würde. Mit diesen Gedanken verriet er sich selbst, sein Volk und seine Götter, aber sein Leib war zu schwach und sehnte sich nach den Annehmlichkeiten, die ihm gestern zuteil geworden waren.

Kjells Augen leuchteten, als sich auf dem breiten Pfad eine mittlerweile vertraute und sehnsüchtig erwartete Gestalt näherte. Es handelte sich um einen geradezu unverschämt gut genährten, älteren Mann, der beim Gehen lustig mit den Eimern schlenkerte, die er in beiden Händen trug. Sein Gesicht war vom Alter zerfurcht und seine rechte Augenhöhle leer, durchtrennt von einer hässlichen Narbe, die sich von der Stirn bis zu seiner Wange gefressen hatte.

Kjell lief das Wasser im Mund zusammen, obwohl er wusste, dass er außer hartem, vielleicht sogar angeschimmeltem Brot nichts zu erwarten hatte. In Anbetracht der Tatsache, dass er hungrig genug war, um das verrottete Stroh zu seinen Füßen zu essen, konnte ihn der Gedanke an pelziges Brot kaum abschrecken.

Ungeduldig schritt er auf und ab, rieb sich mit beiden Händen kräftig über die Arme, um das Leben in sie zurückzuzwingen, und befahl seinem widerspenstigen Magen, Ruhe zu bewahren. Mit schräg gelegtem Kopf lauschte er den Geräuschen auf dem Gang vor der Zellentür. Nur langsam kamen die ersehnten Schritte näher. Immer wieder hörte er, dass ein Gefangener um mehr Brot oder Wasser bettelte.

Kjell fühlte mit jedem einzelnen von ihnen. Ihm war von klein auf beigebracht worden, dass es falsch war, Schwäche zu zeigen, aber dieser Ort konnte auch nicht furchtbarer sein als Hels Reich. Er zerbrach etwas im Inneren eines Mannes und machte auch den stärksten Krieger zu einem winselnden Welpen, der demütig vor seinem Herrn saß und um einen Happen vom Tisch bat.

Er musste an den Römer denken. Obwohl Kjell ihn und seinen Hochmut verabscheute, musste er zugeben, dass der Mann ihn nicht hatte betteln lassen. Ohne viel Aufhebens darum zu machen, hatte er ihm zu essen gegeben.

Ein Klappern erklang, als sich jemand an Kjells Zellentür zu schaffen machte. Ungeduldig trat er von einem Fuß auf den anderen. Als endlich die Tür geöffnet wurde, stapfte der ältere Mann, den er zuvor durch das Fenster beobachtet hatte, einen Schritt zu ihm hinein und streckte stumm die Hand nach dem Wassernapf aus, um ihn aufzufüllen. Er warf Kjell aus seinem verbliebenen Auge einen mitleidigen Blick zu, bevor er ihm das Gefäß zurückreichte. Dann zog er sich mit einem beredeten Schulterzucken zurück.

Erschrocken sah Kjell ihm nach. Er wollte in seiner Muttersprache protestieren, bevor er sich aufs Lateinische besann und fragte: »Was ist mit dem Brot?«

»Gibt keins für dich«, erwiderte der alte Römer und in seiner Stimme lag aufrichtiges Bedauern. »Tut mir leid, Junge.«

Kjell war wie erstarrt. Ein heftiger Krampf tobte durch seine Eingeweide, als hätte sein Magen bereits verstanden, was sein Kopf noch nicht recht begreifen wollte. Die Tür schloss sich und fiel schwer ins Schloss. Kurz darauf erklangen das Scharren des Riegels und die sich entfernenden Schritte auf dem Gang.

Was sollte das bedeuten? Wieso bekam er nichts zu essen? Wussten sie denn nicht, welch grausamen Hunger er litt? Wenn sie ihn umbringen wollten, warum töteten sie ihn nicht gnädig und schnell?

»He!«, schrie er und sprang endlich vor, um gegen die Tür zu hämmern. Niemand reagierte, und tiefe Verzweiflung vergiftete sein Herz. Das konnten sie ihm nicht antun. Selbst Tiere behandelte man besser. Die schlachtete man wenigstens, wenn man im Winter kein Futter mehr für sie hatte.

Die Entbehrungen und Erniedrigungen der vergangenen Wochen trugen zum ersten Mal, seitdem er gefangen genommen worden war, volle Früchte. Etwas in ihm löste sich, flatterte frei im Wind wie ein Segel, das sich vom Schiffsmast befreit hatte. Diese innere Gelöstheit, dieses Schweben, war ihm nicht fremd, doch sonst hatte sie ihn stets nur überfallen, wenn er auf dem Schlachtfeld stand und sein Breitschwert in Händen hielt. Doch in diesem Moment stand ihm keine Waffe zur Verfügung und so war es sein ungeschütztes Fleisch, das auf die Holztür traf, bis sich die Haut von seinen Knöcheln löste.

Wüste Beschimpfungen hallten durch seine Zelle, gefolgt von wortlosen Schreien unbändigen Zorns. Kjell scherte es nicht, dass die Gefangenen in den nah gelegenen Zellen ebenfalls unruhig wurden, teilweise Seite an Seite mit

ihm zu toben begannen. Wieder und wieder brüllte er in seiner Wut – und in seinem Hunger – gegen die Tür an. Er schlug so lange auf das Holz ein, bis einer seiner Finger aus dem Gelenk sprang. Schmerz empfand er nicht.

Er war längst heiser, als die vor seiner Zelle postierte Wache endlich genug hatte und sich am Riegel zu schaffen machte. Nur mit Mühe konnte Kjell dem Türblatt ausweichen, als es hart gegen die Wand prallte und den Blick auf einen gereizten Soldaten in voller Rüstung freigab. Mit einem kalten Glanz in den Augen trat er auf Kjell zu und brüllte: »Was ist hier los? Was hast du für ein Problem?«

Weder der Speer in seiner Hand noch das Schwert an seinem ledernen Gürtel konnten Kjell beeindrucken. Vielmehr musste er an sich halten, um nicht zum Angriff überzugehen. Um sich selbst von einer Dummheit abzuhalten, verschränkte er die Arme vor der Brust. »Ich will wissen, warum ich nichts zu essen bekomme«, krächzte er mit rauer Stimme.

Ungläubig betrachtete die Wache ihn von oben bis unten, als könne er kaum glauben, dass Kjell die Dreistigkeit besaß, um sein Brot und damit auch um sein Leben zu kämpfen; zumindest, wenn sie ihn längerfristig darben lassen wollten.

»Weil es so befohlen wurde«, erklärte der Soldat knapp. Sein Tonfall verriet, dass es ihm keineswegs leidtat, dass Kjell hungern musste. »Du hast doch jetzt einen Fürsprecher. Er wird dich schon füttern, wenn er glaubt, dass du das Brot wert bist. Ich wage es ja zu bezweifeln.«

Seine nackte Faust sauste so schnell vor, dass Kjell nicht mehr ausweichen konnte. Schmerz flammte auf, und noch bevor der Soldat wieder verschwunden war, schlugen die ersten Blutstropfen auf den schmutzigen Boden.

\*\*\*

Klinge traf auf Klinge, als die beiden Kontrahenten ihre Waffen in der Luft aufeinanderprallen ließen. Durch Silvius' linken Arm lief ein verräterisches Zittern, das Ciaran schon vor Jahr und Tag zu lesen gelernt hatte. Es bedeutete, dass seinen Freund allmählich die Kraft verließ und er seiner überlegenen Körpergröße in Kürze Rechnung tragen musste. Auch Ciarans Muskeln begannen mittlerweile zu ziehen und er schwang das Schwert nicht mehr so behände wie im frühen Morgengrauen, als sie mit den Waffenübungen begonnen hatten.

Ein letztes Mal biss er die Zähne zusammen und machte einen Ausfallschritt, um Silvius aus dem Gleichgewicht zu bringen und ihm mit einem gewaltigen Rückhandschlag die Waffe aus der Hand zu wirbeln. Sein Plan war gut durchdacht, ging jedoch nicht ganz auf. Dafür kannten sie sich und ihre Kniffe schon zu lange. Silvius parierte den Schlag und behielt das Schwert in der Hand, verlor jedoch das Gleichgewicht und geriet ins Stolpern.

Lachend hob er den linken Arm. »Gut, großer Krieger, ich gebe auf.«

»Wurde auch Zeit«, brummte Ciaran und ließ das Schwert sinken.

Trotz der eisigen Temperaturen und der Wolken, die beim Atmen aus seinem Mund und seiner Nase strömten, stand ihm der Schweiß auf der Stirn. Die Tunika klebte ihm am Rücken und trug zu seiner ohnehin schlechten Laune bei. Er war bei Sonnenaufgang nur mühsam aus den Kissen gekommen, da er sich am Abend zuvor redliche Mühe gegeben hatte, den Vortag in Wein zu ertränken.

Nun zahlte er den Preis dafür, doch es war nicht der dumpfe Kopfschmerz, der ihm zu schaffen machte, oder die Tatsache, dass seine Füße im frisch gefallenem Schnee des Übungsplatzes zu Eisklumpen gefroren zu sein schienen. Nein, es war der Germane, der ihm schwer im Magen lag.

Er bemerkte, dass Silvius ihn musterte. Sein Blick war eindringlich und unangenehm wissend. Zweifelsohne hatte er längst bemerkt, dass Ciaran etwas auf der Seele lag. Etwas, das über die anhaltende Kälte oder den Mangel an Zerstreuungen im Lager hinausging.

»Und? Wie war dein erster Nachmittag als Amme?«, fragte Silvius prompt.

Ciaran zog eine Grimasse und wich seinem Blick aus, während er sein Schwert ruckartig in dessen lederner Scheide verschwinden ließ. »Frag nicht.«

Silvius lächelte mitleidig. »So schlimm? Was habt ihr getrieben? Euch bis zum Abend angeschwiegen?«

Wütend wollte Ciaran ihm über den Mund fahren und das Thema für beendet erklären, aber der Aufruhr in seinem Inneren war zu unangenehm, um ihn für sich zu behalten.

»Wir haben *Latrunculi* gespielt. Und vorher musste ich ihn baden, weil ich sonst früher oder später ohnmächtig geworden wäre. Ihm beim Essen zuzusehen, war nicht eben ein Privileg. Schon gar nicht, weil ich ihm kein Messer geben konnte, da er es mir sofort in die Kehle gerammt hätte. Ganz nebenbei bemerkt trägt der ehrenwerte Herr nun auch noch eine meiner besten Tuniken, weil seine Kleidung nicht zu retten war. Ach ja, und er ist ein fürchterlicher Kerl und der Gedanke, dass ich ihn in nächster Zeit dauernd um mich haben soll, macht mich wahnsinnig.«

Ciaran war davon ausgegangen, dass er sich nach seinem Ausbruch besser fühlen würde, aber seltsamerweise war das nicht der Fall. Es fühlte sich an, als läge er auf einer Pritsche und würde sich von Shahab den Rücken walken lassen, nur dass der sich stets an den falschen Stellen zu schaffen machte. Eine ganz ähnliche Empfindung hatte ihn erst gegen Morgengrauen einschlafen lassen.

»Verstehe«, murmelte Silvius und räusperte sich, während sie gemeinsam den Übungsplatz verließen. Eine Weile schwieg er, dann legte er Ciaran vertraulich den Arm um die Seite. »Ist das alles? Nichts für ungut, aber es gäbe sicher Situationen, die schwerer zu ertragen wären. Was genau an ihm ist denn so furchtbar?«

»Keine Ahnung«, ereiferte Ciaran sich, schlang aber trotz schlechter Laune seinerseits den Arm um Silvius' Schulter. »Vielleicht, dass er mir bei der ersten Gelegenheit an den Kopf geworfen hat, dass er mich töten wird? Ich soll mich mit ihm gut stellen, aber er will mich in meinem eigenen Blut liegen sehen. Das ist nicht gerade eine gute Ausgangslage für lange Nachmittage zu zweit.«

»Erwartest du denn etwas anderes von ihm? Sein eigenes Volk duldet ihn nicht mehr und hier ist er ein Gefangener, du sein Feind. Was soll er tun? Dir die Hand zur Freundschaft reichen? Und wenn ja, würdest du sie annehmen?«

»Gerade *weil* er nirgendwo anders hinkann, sollte er sich vielleicht ein bisschen weniger feindselig verhalten«, erwiderte Ciaran scharf. »Ich habe ihn gefüttert, gewaschen und als ich ihm neue Kleidung anbieten wollte, hat er sich beschwert, dass ich ihn wie eine Frau behandeln würde.«

Silvius lachte hell auf. »Wie kommt er denn darauf?«

»Die Tunika. Er dachte, sie wäre ein Kleid.«

»Und das hat dem stolzen Germanen natürlich gar nicht gefallen«, ergänzte Silvius breit grinsend. »Ach, Ciaran. Du wirst es nie verstehen, oder? Es gibt nun einmal Sitten in diesem gewaltigen Reich, die nicht weiter von denen in Rom entfernt sein könnten. Für ihn war dein Angebot vermutlich eine schreckliche Beleidigung, zusätzlich zu allem, was ihm sonst noch angetan wurde. Ich weiß, dass du so etwas nicht gern hörst, aber es ist sicher keine Freude, ein römischer Gefangener zu sein.«

Ciaran wollte augenblicklich auffahren, um die Maßnahme der Heerführung zu verteidigen, aber irgendwie brachte er es nicht über sich. Silvius hatte den Finger in die Wunde gelegt. Immerhin hatte er Kjells Zelle und dessen erbarungswürdigen Zustand mit eigenen Augen gesehen. Ihm lief ein Schauer über den Rücken.

Mit gesenkter Stimme murmelte er: »Du hast ja keine Ahnung. Du hast ihn nicht gesehen...« Er legte eine kurze Pause ein. »Er ist ein Germane, mein erklärter Feind, aber selbst wenn er mir mit dem Schwert gegenübertreten würde... Ich glaube, ich würde hier und heute nicht gegen ihn kämpfen wollen. Es käme mir unehrenhaft vor. Ich habe noch nie einen so dünnen Menschen gesehen, Silvius. Als er in mein Zelt kam, roch es innerhalb kürzester Zeit nach Pisse und Schlimmerem. Es ist ein Wunder, dass er überhaupt dort angekommen ist, denn er konnte mit den Ketten an den Füßen kaum laufen.«

Silvius, der angesichts dieser Eröffnungen ernst geworden war, zog einen Mundwinkel in die Höhe. »Die Grausamkeit des Schlachtfelds ist eine andere als die der Gefangenschaft.«

»Und doch sollte es mich nicht kümmern«, erwiderte Ciaran schnaubend und starrte blind in Richtung der Palisaden. »Er ist mein *Feind*«, wiederholte er. »Ich will ihn nicht in meiner Nähe haben und doch wird mir seltsam zumute, wenn ich sehe, dass er sich kaum aufrecht halten kann. Es wäre das Klügste, ihn zu

töten, denn wenn er die Gelegenheit hätte, würde er mir ohne mit der Wimper zu zucken das Leben nehmen. Die Blutgier der Germanen scheint keine Grenzen zu kennen und ich hasse ihn wie jeden anderen Mann seines Volkes auch. Da will ich mich nicht fragen müssen, wann er das letzte Mal etwas Anständiges gegessen hat, aber genau das habe ich gestern auf einmal getan.«

»Aber was, frage ich dich, ist an solchen Überlegungen denn so verwerflich?«, fragte Silvius nach kurzer Überlegung. »Dass du dir selbst um einen Feind Gedanken machst, beweist doch nur, dass du ein guter Mann bist. Wir sind Soldaten. Wir müssen hart sein können, denn das ist unsere Aufgabe. Aber es bedeutet nicht, dass wir Freude daran haben müssen. Genauso solltest du nicht von dir erwarten, dass es dich kaltlässt, wenn du einen anderen Menschen leiden siehst. Denk doch nur an die Sklaven auf dem Markt. Waren sie nicht auch Germanen und hattest du nicht auch Mitleid mit ihnen?«

»Natürlich hatte ich Mitleid mit ihnen«, entgegnete Ciaran und rieb seine kalten Hände gegeneinander. Sie erreichten eine Kreuzung und schlugen den Weg zu den Stallungen ein, wo ihre Pferde darauf warteten, von ihnen geputzt zu werden. Gerade Ciaran hätte die Mittel gehabt, jemand anderen diese Arbeit machen zu lassen, aber er zog es vor, sich selbst um seinen Schimmel zu kümmern. »Aber sie waren... sie waren schon am Boden, verstehst du? Kjell ist nicht gebrochen. Er ist stur wie ein Maultier und stolz wie ein Gockel. Er mag zu schwach sein, um ein Schwert zu heben, aber ich muss vorsichtig sein, wenn ich ihm den Rücken zuwende. Er ist ein Krieger, und er ist nicht dumm. Und wie gesagt: Er hasst mich. Ich habe keine Ahnung, was ich mit ihm anfangen soll.«

Ein Funkeln trat in Silvius' Augen. Seine Mundwinkel zuckten. »Ich will dir nicht zu nah treten, aber entdecke ich da etwa Respekt in deinen Worten?« Sinnierend tippte er sich mit dem Zeigefinger gegen das Kinn. »Stur wie ein Maultier und stolz wie ein Gockel also. Diese Beschreibung erinnert mich an etwas. Oder jemanden. Viele *Jemande*, um genau zu sein.«

Der Singsang, der sich in Silvius' Stimme geschlichen hatte, war Ciaran eine Warnung, aber bevor er etwas erwidern konnte, fuhr Silvius betont gelassen fort: »Ein Krieger außerdem. Und nicht dumm... Sag mal, wie sieht er eigentlich aus, dein widerborstiger Gefangener? Zufällig wie jemand, den du dir unter anderen Umständen ins Bett geholt hättest?«

Ciaran verdrehte die Augen. Er hatte es gewusst. Er stieß Silvius von der Seite an. »Hast du den Verstand verloren? Wenn ich schon mit einem Germanen mein Lager teile, dann mit einem gesunden Mann, der mir etwas zu bieten hat. Nicht mit einem stinkenden, dürren und dazu noch aufmüpfigen Satyr.«

»Ist es wenigstens ein blonder, junger Satyr? Du wolltest dir doch einen blonden Sklaven für die kalten Nächte hier besorgen«, stichelte Silvius weiter und musste auf einmal dringend etwas an der Schnürung seiner Beinschienen richten. Zweifelsohne ein Vorwand, um sein breites Grinsen zu verbergen.

Ciaran war versucht, die Gelegenheit zu nutzen, um ihm in den Hintern zu treten. »Blond ist er. Sein Alter mag unserem entsprechen. Möglicherweise ist er auch etwas jünger als wir. Und bevor du fragst: Ja, er hat auch die blauen Augen, für die die Germanen so berühmt sind. Aber wie gesagt, er besteht nur aus Haut und Knochen. Und er hat mehr Narben als so mancher Veteran. Nicht unbedingt das, wonach ich mich in meinen schlaflosen Nächten sehne«, antwortete er stattdessen.

»Zugegeben, das klingt eher uninteressant«, stimmte Silvius ein wenig enttäuscht zu, doch Ciaran traute dem Frieden nicht. Noch immer lag ein anzüglicher Unterton in der Stimme seines Freundes. »Vielleicht solltest du dich einfach bemühen, im Umgang mit ihm nicht aus den Augen zu verlieren, dass er heimatlos ist. Er muss sehr einsam sein. Vielleicht kannst du auf diesem Weg zu ihm durchdringen, ihm den Gedanken an neue Freunde und an eine neue Heimat schmackhaft machen.«

Ciaran kommentierte den Vorschlag nicht, sondern nickte nur verhalten. Die Richtungen, in die Silvius' Gedanken gewandert waren, gefielen ihm nicht. Weder die eine noch die andere. Aber er würde über seine Worte nachdenken. Er war in der Vergangenheit immer gut beraten gewesen, wenn er auf Silvius gehört hatte. Ciaran hatte vor langer Zeit akzeptiert, dass sein Freund in manchen Belangen weiser war als er selbst, auch wenn Silvius stets mit einer gewissen Leichtigkeit durchs Leben schritt. Trotzdem fiel es ihm manches Mal schwer, sich auf seine Ratschläge einzulassen. Sie zwangen ihn zu oft, umzudenken, und darin war er nicht gut.

Silvius war für Ciaran schon immer weit mehr als ein Freund, weit mehr als ein Liebhaber gewesen. Er war ein Teil seiner Familie und – was vielleicht noch wichtiger war – an Tagen wie diesen die Stimme seines Gewissens.

## Kapitel 9

Die Kate war so niedrig, dass Ciaran fürchtete, sich den Kopf an einem der Dachbalken anzustoßen. Die Feuerstelle war aus massivem Stein gemauert und wies für germanische Verhältnisse auf einen gewissen Reichtum hin. Es war nur eine von vielen Kleinigkeiten, an denen zu erkennen war, dass der Bewohner – zweifelsohne dank der Nähe zu *Castra Vetera* – in maßvollem Wohlstand lebte. In einer Ecke der Behausung standen schwere Amphoren, die sicherlich Wein oder Met enthielten, die Fenster waren mit dünnem Leder überzogen, der Boden mit frischen Binsen bedeckt und der Tisch und die Stühle nach römischer Bauart gefertigt. Auf einem niedrigen Regal stapelte sich liebevoll verziertes Tongeschirr und auch die massive Holztruhe an der rückwärtigen Wand wies großflächige Schnitzereien auf, die über reine Zweckmäßigkeit hinausgingen.

Die vielfarbigen Stoffballen, die hinter der Eingangstür sorgfältig gestapelt lagerten, sprachen eine eigene Sprache. Die teils groben, teils feinen Tuche mussten in den Maßstäben eines Germanen ein Vermögen wert sein. Das wiederum ließ Ciaran hoffen, dass der Schneider, dessen stechender Blick über seine Gestalt wanderte, etwas von seinem Handwerk verstand. Er konnte sich nicht vorstellen, dass sich die anspruchsvollen Soldaten Roms mit schlechter Arbeit zufriedengaben.

Geübt bewegte sich der grauhaarige Mann um Ciaran herum und zeichnete Kreidestriche auf einen langen Holzstab, den er ihm mal an die Beine, mal an die Kehrseite hielt. Schließlich nickte Schneider Thorgen zufrieden und warf sinnend einen Blick zu seinem Stofflager.

»Beinlinge für Winters?«, fragte er in einem freundlichen, aber geschäftsmäßigen Tonfall. »Brauchen eine Leder, eine Stoff.«

Ciaran schüttelte den Kopf. »Nicht aus Stoff. Das ist mir zu kalt. Nur Leder. Für den Sommer brauche ich keine Beinlinge.« Er war sich nicht sicher, ob der Germane ihn verstand, denn dessen Latein war holprig und sein Wortschatz begrenzt.

»Ah, nein, nein.«

Thorgen lächelte und entblökte eine ungleichmäßige Reihe aus gelben Zähnen. Ciaran musste unwillkürlich an sein Hirschhornpulver denken und war dankbar für die Zahnpflege, die in höheren Ständen Roms üblich war. Schon auf dem Markt hatte ihn der Zustand der Zähne vieler Germanen erschreckt und sogar gewisse Ekelgefühle in ihm geweckt.

»Zeigen, zeigen«, fuhr der Schneider gut gelaunt fort und wirbelte geschäftig zu einem Tisch, auf dem Fäden und beinerne Nadeln umgeben von Stoffresten und einem Messer mit scharfer Schneide bereitlagen. Thorgens knotige Finger glitten durch die Handwerkswaren, bis er fand, was er suchte und zu Ciaran

zurückkehrte. Vielsagend hielt er ihm je ein Stück grauen Stoffes und Leder hin, legte sie aufeinander und machte eine Bewegung, als wolle er eine Nadel durch die Lagen treiben.

»Zwei«, erklärte er. »Hält warmig und trockens. Rücken, Bauch und zwischen.« Er deutete auf seinen Unterleib und grinste vielsagend, bevor er den Stoff nahm und ihn über Ciarans Unterarm rieb. »Nicht beißen.«

Verwirrt runzelte Ciaran die Stirn. Erst als er spürte, wie weich das Gewebe über seine Haut glitt, begriff er, was ihm der Schneider sagen wollte. Die Beinlinge, die Thorgen für die kalte Jahreszeit anfertigte, bestanden aus zwei Schichten. Nach außen hin sah man nur das Leder, aber von innen nähte er eine Bahn weichen Stoffes ein, die nicht kratzte und scheuerte. Eine sinnvolle Methode, wie Ciaran fand, denn als jemand, der häufig Lederrüstungen trug, wusste er, wie unangenehm diese auf der Haut liegen konnten, wenn sie zu hart waren oder nass geworden waren.

»Sehr gut.« Er hielt vier Finger hoch. »Mach mir bitte vier Beinlinge.«

Sofort begann der Schneider zu strahlen. »Dann... wähles du.« Einladend deutete er auf das Lager hinter der Tür.

Ciaran näherte sich den Ballen und ließ die Finger über die Stoffe gleiten. Sie waren allesamt ordentlich gefertigt, aber nicht alle fühlten sich gleich angenehm an. Schließlich deutete er auf einen Ballen aus gutem Leinen. »Ich nehme den hier für innen.«

Die Augen des Schneiders weiteten sich. Er legte den Kopf schief und sagte schließlich zögernd: »Teures... sehr Teures... nicht für Beinlings.« Er zeigte Ciaran einen rauhen, ungefärbten Stoff. »Nicht sehen... nicht Farbe.«

»Es interessiert mich nicht, wie teuer er ist und ob man die Farben nicht sieht. Das hier ist der beste Stoff und einen anderen nehme ich nicht.«

»Gut... Ja. Natürlich, Herr«, stammelte der Schneider. Er sah drein, als rechnete er bereits aus, welchen Reichtum ihm dieser verwöhnte Römer bescheren würde. Ein gieriges Funkeln trat in seine Augen.

Ciaran lächelte in sich hinein. Selbst wenn Thorgen ihn übervorteilte, würde der von ihm verlangte Preis immer noch nur einem Bruchteil dessen entsprechen, was ihm ein Schneider in Rom für seine Arbeit abnehmen würde.

Gemeinsam suchten sie das Leder für die Außenseite der Beinlinge aus. Dieses Mal ließ sich Ciaran von den Empfehlungen des Schneiders leiten. Am Ende entschied er sich dafür, drei der Beinlinge mit festem, glattem Leder auszustatten, während das vierte Paar aus weichem Wildleder bestehen würde, das bequemer war und ihm im Schutz seines Zeltes gute Dienste leisten würde.

Während er noch das feste Leder betastete und es an die Nase hob, um sich davon zu überzeugen, dass es nicht faulig roch, keimte ein unerwünschter Gedanke in ihm auf. Schon seit er sich an den Ställen von Silvius verabschiedet hatte und hierher geritten war, ging ihm Kjell nicht aus dem Kopf.

Silvius' Worte und nicht zuletzt sein Rat hatten in ihm Wurzeln geschlagen. Ciaran ertappte sich auf einmal dabei, dass er versuchte, sich gedanklich in Kjells Lage zu versetzen. Er stellte sich vor, wie es sein musste, allein im wilden Germanien zu leben. Allein, ohne Besitz und im tiefsten Winter. Was es bedeutete, alles und jeden verloren zu haben, der einem wichtig war. Wie würde er sich fühlen, wenn Deborah und sein Haushalt, Shahab, Silvius, Gwydion, Tiberius, Quintus und all die anderen auf einmal nichts mehr mit ihm zu tun haben wollten?

Ein eisiger Hauch kroch ihm über den Rücken. Wie ein Echo folgte dem Schauern eine weitere, ebenfalls unwillkommene Überlegung: Als sie gestern das Zelt betreten hatten, hatte Kjell augenblicklich die Wärme des Feuers gesucht. Seine Lippen waren blau gewesen und sein magerer Körper hatte gebebt.

Nach allem, was die Germanen angerichtet hatten, nach all dem Leid, das sie über die Legionen gebracht hatten, war ihm bewusst, dass Kjell nichts Besseres verdiente, als bestraft und unter schlechten Bedingungen gefangen gehalten zu werden. Er war sich dessen so sicher, wie der Tatsache, dass der Himmel blau und Jupiter der allmächtige Göttervater war.

Aber warum fühlte es sich falsch an, Kjell frieren zu sehen? Lag Silvius richtig und es steckte schlicht eine Regung von Ciarans mitfühlendem Herzen dahinter? Doch wenn ja, machte eben dieses Herz ihn dann nicht schwach und angreifbar? Verführte es ihn nicht, falschen Gefühlen statt Logik und unerschütterlicher Treue zu Rom zu folgen?

Die wichtigste Frage war jedoch eine andere: Konnte er es über sich bringen, für sich selbst warme Beinlinge in Auftrag zu geben, wenn er wusste, dass ein ausgemergelter Mensch wie Kjell nachts nur mit einer Tunika bekleidet in einer eisigen Zelle hockte und nicht wusste, wie er sich warm halten sollte?

Vielleicht hatte Silvius recht, vielleicht gab es am Ende keinen Unterschied zwischen einem Sklaven und einem verräterischen Gefangenen. Vielleicht kam es nicht darauf an, ob ein Mensch bereits gebrochen worden war oder nicht. Vielleicht zählte am Ende nur der Instinkt, der ihn auf dem Markt dazu gebracht hatte, den Sklaven Brot zu kaufen.

Als sich der Schneider ein letztes Mal erkundigte, ob er alle Angaben richtig verstanden hatte, verbannte Ciaran seine Zweifel. »So soll es sein. Aber ich hätte gern noch zwei weitere Beinlinge. Aus denselben Materialien, aber eine halbe Handbreit kürzer.«

\*\*\*

Es war ein hässlicher Moment. Im einen Augenblick galoppierte Ciaran durch Wogen frisch gefallenen Schnees und ärgerte sich, dass er auf sein schwaches

Herz gehört hatte. Im nächsten stand er in der Zelle und kam sich erbärmlich vor, weil er auch nur daran gedacht hatte, seinem Schutzbefohlenen warme Kleidung zu verwehren.

Kjell lag zusammengerollt im verschimmelten Stroh und schlief. Die Beine hatte er bis an die Brust gezogen. Seine rechte Hand lag von ihm abgewinkelt, als bereite sie ihm Schmerzen. Spuren getrockneten Blutes benetzten die untere Hälfte seines Gesichts und die gestern noch frische Tunika.

Übelkeit nistete sich in Ciarans Magen ein, als ihm der Gestank in die Nase stieg, den er am Vortag schon wahrgenommen hatte; dieses Mal jedoch mit einer sauren Note versetzt. Sie erklärte sich, als er Erbrochenes in einer Ecke bemerkte. Er schüttelte den Kopf. Er hatte Kjell gesagt, dass er langsam essen sollte, aber er hatte ja nicht hören wollen. Die Handketten befanden sich wieder an Kjells Unterarmen und erfüllten Ciaran mit Widerwillen.

Als er Anstalten machte, sich Kjell zu nähern, erklang hinter ihm eine Stimme. »Würde ich nicht tun, Herr. Er hat den Berserker im Leib. Hat schon meinen Vorgänger angegriffen«, rief ihm der wachhabende Soldat halblaut zu.

Ciaran hielt inne. Kjells bleiches, besudeltes Gesicht war leblos, doch hinter den Lidern bewegten sich die Augäpfel hektisch von links nach rechts. Seine Gliedmaßen wirkten gänzlich ohne Kraft, dennoch konnte sich Ciaran vorstellen, dass Kjell in seinem ohnmächtigen Zorn jemanden angegriffen hatte. Ein Mann konnte Unmenschliches vollbringen, wenn er nur verzweifelt genug war.

Für einen verwirrenden Moment dachte Ciaran darüber nach, sich über die erbärmlichen Zustände in den Zellen zu beklagen. Oder sich selbst zu treten, weil er Kjell gestern nur die dünne Tunika angeboten hatte.

Er schüttelte die Überlegungen ab und räusperte sich lautstark. »Auf die Beine.«

Als wäre er ein Soldat, der einem Befehl Folge leistete, sprang Kjell urplötzlich auf. Geduckt blieb er stehen, die Augen verengt, die Arme halb erhoben. Er wirkte wie ein Tier, das die Zähne zeigte und sich bereit machte, um sein Leben zu kämpfen, so schäbig es auch sein mochte.

»Es ist Nachmittag. Zeit zu gehen«, erklärte Ciaran so freundlich, dass er sich über sich selbst wunderte. Er streckte die leeren Hände aus, um zu beweisen, dass er nicht vorgehabt hatte, Kjell im Schlaf zu erdolchen.

Das dumpfe Rasseln der Ketten erklang, als Kjell langsam die Arme senkte. Sie tauschten einen langen, prüfenden Blick aus, als fragte sich jeder von ihnen heimlich, ob er sich auf einen Waffenstillstand einlassen konnte. Schließlich senkte Kjell den Blick.

Der Weg zum Zelt erwies sich an diesem Tag als Tortur.

Es begann damit, dass die Wache Schwierigkeiten machte, sobald Ciaran verlangte, dass Kjell die Handfesseln abgenommen wurden. Als der Soldat endlich nachgab und sich die erste Schelle löste, fiel Ciaran auf, dass das getrocknete Blut in Kjells Gesicht nicht der einzige Hinweis auf Gewalttätigkeiten war.

Auch einer seiner Finger stand in einem hässlichen Winkel von der Hand ab. Die Wache kümmerte sich nicht darum, als sie grob die eisernen Ringe der Kette über Kjells Hände zerzte.

Ciaran empfand eine gewisse Bewunderung für Kjell, der trotz offensichtlicher Schmerzen nicht aufschrie, sondern sich lediglich heftig auf die Unterlippe biss. Er war sich nicht sicher, ob er ebenso viel Selbstbeherrschung an den Tag gelegt hätte, wenn er an Kjells Stelle gewesen wäre. Mars Ultor hätte diese Standhaftigkeit zweifellos gern an ihm gesehen.

Die hohe Schneedecke bereitete Kjell Schwierigkeiten, als sie langsam durchs Lager gingen. Mit seinen nackten Füßen musste jeder Schritt ins kniehohe Weiß eine Qual sein. Mehrfach geriet er ins Stolpern oder sackte in die Knie und musste sich mühsam wieder aufraffen. Angesichts seiner Atemlosigkeit versuchte Ciaran erst gar nicht, ein Gespräch mit ihm anzufangen.

Sobald sie das Zelt betraten, ließ sich Kjell neben dem Feuer auf den Teppich fallen. Er barg die verletzte und inzwischen beinahe blau gefrorene Hand in seinem Schoß, während er die andere über den Flammen bewegte. Er zischte leise und verzog das Gesicht, wahrscheinlich, weil das Gefühl in seine eiskalten Gliedmaßen zurückkehrte.

Ciaran sog indessen prüfend die Luft ein und kam zu dem Schluss, dass er dringend dauerhaft etwas gegen Kjells Geruch unternehmen musste. Es war sinnlos, ihn jeden Tag zu waschen und ihm frische Kleidung zu geben, wenn er abends doch wieder dem Gestank der Zelle ausgeliefert wurde. Doch vorerst musste er Kjells Verletzungen versorgen.

Rasch füllte Ciaran einen kleinen Bronzekessel mit Wasser. Nach kurzer Überlegung gab er einige getrocknete Kräuter hinzu, denen man nachsagte, heilende Kräfte zu besitzen. Deborah hatte sie für ihn zusammengestellt. Sie hatte sich nicht auf die Vorräte der örtlichen Heiler verlassen wollen.

Kjells Blick folgte ihm wie der eines misstrauischen Raubvogels, als er den Kessel an der Kette über dem Feuer befestigte. Es kam Ciaran seltsam vor, dass sie noch kein Wort miteinander gewechselt hatten, aber vielleicht war das gar nicht so schlecht. Solange Kjell schwieg, gab er ihm wenigstens keinen Anlass, sich über ihn zu ärgern.

Als das Wasser eine angenehme Temperatur aufwies, brach Ciaran das Schweigen zwischen ihnen. »Ich weiß nicht, woher du die aufgeplatzte Lippe hast, aber ich werde die Wunde jetzt reinigen. Und danach kannst du dich waschen.«

»Weil ich schon wieder wie dein Pferd stinke?«, erwiderte Kjell träge. Er hatte sichtlich Mühe, die Augen offen zu halten.

Ciaran fragte sich, wie jemand, der in einer leeren Zelle saß und dort kaum etwas anderes zu tun hatte als zu schlafen, immer noch müde sein konnte. Er

verfolgte den Gedanken jedoch nicht weiter, sondern tauchte ein weiches Tuch ins Wasser. Dann kniete er sich neben Kjell auf den Teppich und griff nach dessen knöchigem Kinn.

Der effiziente Krieger in Ciaran hätte Kjell das Blut am liebsten eilig von der bleichen Haut geschrubbt, doch etwas in ihm sperrte sich gegen ein grobes Vorgehen. Stattdessen tupfte er geradezu behutsam über die rostroten Flecken, bis sie sich zu lösen begannen. Darunter war Kjells Oberlippe gleich an mehreren Stellen aufgeplatzt.

Ciaran wunderte sich nicht, dass Kjells Lider gesenkt blieben, während er die Reinigung angespannt über sich ergehen ließ. Niemand ließ sich gerne ins Gesicht schlagen, und den Beweis für diese erniedrigende Form von Gewalt zur Schau stellen zu müssen, war sicher schwer für Kjell.

Ciaran stutzte. Da war es wieder, dieses Mitgefühl. Am liebsten hätte er den Kopf geschüttelt, um es abzuwehren und mit ihm auch gleich die Überlegung, dass Lippen zum Küssen statt zum Einschlagen gedacht waren. Selbst die eines Germanen.

Der Gedanke fühlte sich roh, unwirklich und auf jede erdenkliche Weise falsch an, sodass Ciaran sich innerlich ermahnte, sich an diesem Abend rechtzeitig nach einem Gefährten für die Nacht umzusehen. Wenn er beim Anblick eines schmutzigen, abstoßend riechenden Germanen auch nur ans Küssen *dachte*, war es höchste Zeit, dass er sich einen Mann ins Bett holte.

Als Kjells Gesicht gereinigt war, lehnte sich Ciaran zurück, um sein Werk zu betrachten. Sein Blick fiel auf die Flecken, die seine einst so ansehnliche Tunika verunstalteten. Mürrisch verzog er die Mundwinkel. Dann griff er nach einem sauberen Lappen und hielt ihn Kjell entgegen. »Wasch dich. Ich muss jemanden holen, der mir mit deinem Finger hilft. Versuch erst gar nicht, abzuhauen.«

Mit diesen Worten erhob er sich und wandte sich zum Eingang des Zeltes, spitzte dabei jedoch die Ohren, was Kjell wohl trieb, während er ihm den Rücken zudrehte. Als er keine verdächtigen Geräusche hörte, streckte er den Kopf aus dem Zelt und stieß auf zwei Fingern einen schrillen Pfiff aus, der die Aufmerksamkeit der Botenjungen weckte.

Ein rothaariger Junge mit einer hässlichen Schramme auf der Wange kam auf Ciaran zugerannt und bremste derart ungestüm vor ihm, dass er beinahe in den Schnee gepurzelt wäre. Ein Lächeln huschte über Ciarans Züge, und er legte dem Kleinen eine Hand auf die Schulter, um ihn vor einem Sturz zu bewahren.

»Herr?«, krächte der Botenjunge mit leuchtenden Augen und schielte bewundernd auf die schimmernden Beschläge der Rüstung, die Ciaran über seiner Tunika trug.

»Hol meinen Freund Silvius her. Sag ihm, ich brauche seine Hilfe. Weißt du, wo du ihn findest?«

»Natürlich, Herr«, erwiderte der Bote eifrig und zog die Nase hoch. »Und wenn ich es nicht wüsste, wüsste es einer von den anderen. Du meinst den, der dich so oft besuchen kommt, nicht wahr, Herr? Den mit dem nervösen Rappen?«

»Ganz genau«, erwiderte Ciaran schmunzelnd. Silvius' Umschreibung wunderte ihn nicht im Geringsten. Viele der Jungen umschwärmten die Ställe, voller Bewunderung für die sorgsam gehegten Schlachtrösser, die sie weit mehr interessierten als die Männer, die sie ritten.

Ciaran nahm eine Münze aus der Geldbörse und schnippte sie dem Jungen zu. Der Kleine fing sie auf, verbeugte sich schief und rannte davon. Nach wie vor lächelnd glitt Ciaran zurück ins Zelt, nur um augenblicklich mit hochgezogenen Augenbrauen innezuhalten.

Kjells Schamhaftigkeit trieb wahrhaft merkwürdige Blüten. Bemüht, sich bedeckt zu halten, wischte er mit dem feuchten Tuch hektisch unter der Tunika herum, während er seine verletzte Hand wie eine abgebrochene Kralle vom Körper entfernt hielt.

»Es wäre leichter, wenn du die Tunika ausziehen würdest«, bemerkte Ciaran trocken und musste sich ein Lächeln verkneifen. Er griff nach dem Krug mit Wein, der noch vom Mittagessen auf dem kürzlich gelieferten Tisch stand. Durstig trank er einen Schluck und ignorierte geflissentlich den finsternen Blick, den Kjell ihm zuwarf.

»Leichter vielleicht, aber es ist nicht üblich, sich vor fremden Menschen auszuziehen«, brummte Kjell. Als er Ciarans nun unverhohlenen Grinsen bemerkte, zog er eine Grimasse, als hätte er Zahnschmerzen.

»Ich habe dich bereits ohne Kleidung gesehen und kann dir versichern, dass du nichts an dir hast, was ich nicht schon zuvor gesehen hätte«, versuchte Ciaran es mit Logik, doch das schien Kjell erst recht nicht zu gefallen. Er schnaubte nur abfällig und tauchte das Tuch wieder ins Wasser.

Kurz darauf erklang von draußen das Scharren von Stiefeln und brachte beide Männer dazu, aufzusehen. Schwungvoll wurde die lose Zeltplane beiseitegeworfen und Silvius' fragendes Gesicht tauchte in dem Spalt auf.

Ciaran winkte ihn herein, bevor sich kalte Luft ins Zelt drängen konnte.

»He, großer Krieger«, begrüßte Silvius ihn und warf einen neugierigen Blick in Kjells Richtung, der den Neuankömmling seinerseits skeptisch bäugte. »Du brauchst Hilfe, habe ich mir sagen lassen? Worum geht es denn?«

»Um ihn«, raunte Ciaran. »Ich weiß nicht, wie, aber es ist ihm irgendwie gelungen, sich einen Finger auszurenken.«

»Und da hast du natürlich gleich an mich gedacht, nur weil ich dir vor ungefähr hundert Jahren mal die Schulter eingerenkt habe?«, mutmaßte Silvius mit hochgezogenen Augenbrauen. »Ich bin kein Heilkundiger, wie du sehr gut weißt.«

»Aber du hast mehr Erfahrung als ich«, erinnerte Ciaran ihn. »Und wenn ich einen germanischen Gefangenen wegen einer solchen Kleinigkeit zum Heilkundigen bringe, lacht der mich aus und rät mir wiederzukommen, wenn die Hand abfällt.« Die Stimmung im Lager war immer noch zu aufgebracht, als dass jemand wie Kjell viel Freundlichkeit von den Heilern erwarten durfte.

»Süße Venus, da könntest du recht haben«, murmelte Silvius, straffte aber gleich darauf die Schultern. »Dann sollten wir es hinter uns bringen.« Mit diesen Worten trat er tiefer in das Zelt und hielt Kjell die offene Hand entgegen. »Ich grüße dich«, sagte er. »Mein Name ist Silvius. Es wäre dir sicher lieber, mich unter anderen Umständen kennenzulernen, aber ich fürchte, uns bleibt keine Wahl. Ich werde dir so gut helfen, wie ich kann. Es wird wehtun, aber ich wette, du hast schon Schlimmeres überlebt als einen Finger, der nicht weiß, wo sein Platz ist.«

Ciaran lauschte der kleinen Ansprache mit gerunzelter Stirn. Ihm war schleierhaft, wie es Silvius gelang, so unbefangen mit Kjell umzugehen und dabei auch noch so einen freundlichen Tonfall an den Tag zu legen. Als sich dann auch noch zaghaft Kjells Mundwinkel hoben und sich zwei Hände zum Gruß trafen, verstand er die Welt nicht mehr.

»Ich grüße dich ebenfalls, Silvius«, erwiderte Kjell. Sein Tonfall war nicht ansatzweise so bissig und abweisend, wie Ciaran es gewohnt war. »Danke, dass du mir die Ehre erweist, mir deinen Namen zu nennen.«

»Warum sollte ich das nicht tun?«, entgegnete Silvius überrascht und legte auf eben jene nachdenkliche Weise den Kopf auf die Seite, die die Frauen unwiderstehlich fanden. Kjells Blick, der finster zu Ciaran hinüberhuschte, war Antwort genug. Silvius lachte leise in sich hinein. »Hatte mein lieber Freund etwa nicht den Anstand, sich vorzustellen? Wirklich, Ciaran, ich hätte mehr von dir erwartet.«

Brüderlich legte Silvius die Hand auf Kjells Oberarm. Mit der anderen deutete er auf Ciaran und verkündete: »Kjell, dieser ehrenwerte Mann und Traum aller römischen Jungfrauen ist mein guter Freund Ciaran. Er mag seine Manieren in Rom gelassen haben und manchmal mürrischer sein als ein alter Bär, aber er beißt nicht. Er hat übrigens sicher nichts dagegen, wenn du ihn Ciaran nennst, obwohl das sonst nur seine Freunde dürfen. Außerhalb dieses Zeltes ist er als Marcus Vergilius bekannt, da sein Ziehvater es für klüger hielt, Ciarans keltische Herkunft nicht gleich jedem auf die Nase zu binden.«

Ciaran liebte Silvius, aber in diesem Augenblick war die Vorstellung, ihn mit der Breitseite seines Schwertes zu verprügeln, ausgesprochen verführerisch. Nicht nur, dass er kaum glauben konnte, was Silvius alles innerhalb weniger Sätze ausgeplaudert hatte. Nein, er schien auch keinerlei Unsicherheiten in Bezug auf Kjell zu kennen, wenn man bedachte, dass er beinahe vertraut neben ihm stand und ihn berührte.

Ciaran kam sich wie ein Narr vor. Hatte er in seiner Ablehnung tatsächlich vergessen, sich Kjell vorzustellen? Feind oder nicht, das war eine grobe Unhöflichkeit, für die Deborah ihm zurecht die Ohren lang gezogen hätte. Da stand er hier in diesem feinen Zelt, in seiner edlen Kleidung, mit einem Anwesen in Rom und wollte dem fleghaften Germanen Manieren beibringen, schaffte es aber nicht einmal, sich an die simpelste Spielregel einer jeden Zivilisation zu halten.

»Gut gemacht, Silvius, nun wird er bei der ersten Gelegenheit meinen Namen durch die Gegend brüllen und ich muss mich fragen lassen, warum ich mich so rufen lasse«, murmelte er unbehaglich.

Silvius zuckte die Achseln. »Dann sag ihnen eben, dass es dein Plan war, Kjells Vertrauen zu gewinnen und du ihm deswegen deinen nordischen Geburtsnamen genannt hast.«

Ciaran ließ den Vorschlag unkommentiert. Er wollte nicht vor Kjell streiten.

Ein unangenehmes Schweigen breitete sich zwischen ihnen aus. Sie wussten alle um die Aufgabe, die es zu bewältigen galt, aber keiner war sonderlich darauf erpicht.

Schließlich nickte Ciaran Silvius zu. »Bringen wir es hinter uns.«

Kjell zuckte sichtlich zusammen. Als Ciaran zu ihm trat, versteifte sich sein Körper in Erwartung auf das Kommende. Zu verständlich. Ein Gelenk nach einem längeren Zeitraum wieder einzurenken, war eine hässliche Angelegenheit.

Ciaran biss sich kurz auf die Unterlippe, dann kniete er sich aller Differenzen zum Trotz hinter Kjell auf den Teppich. Er zögerte noch einmal, dann legte er von hinten die Arme um Kjells Oberkörper, umfasste dessen Ellenbogen und hielt sie fest. Er spürte, wie sich Kjell noch einmal versteifte und die Luft durch die Nase einsog.

Silvius gesellte sich zu ihnen auf den Boden. Über Kjells Schulter hinweg wechselten sie einen Blick. Ciaran sah Zuversicht in Silvius' Miene und fragte sich, wie viel davon gespielt war.

Ohne viel Federlesen – oder Berührungängste – griff Silvius nach Kjells Hand. »Es wird schnell gehen«, versprach er.

Ein letztes Mal blickte er zu Ciaran hinüber. Der verstärkte seinen Griff um Kjells Unterarme und signalisierte mit einem kurzen Nicken, dass er bereit war. Silvius betrachtete kurz den betroffenen Finger, hielt sich aber nicht mit einer Warnung oder Erklärungen auf, sondern verschob mit einem Ruck Knochen gegen Knochen. Ein widerliches Geräusch erklang.

Kjell wollte in die Höhe schnellen, doch Ciaran drückte ihn fest gegen seine Brust, sodass er nicht ausweichen konnte. Die Sehnen an Kjells Hals traten hervor, als er gegen den Schrei ankämpfte, der aus seiner Kehle hervorbrechen wollte. Er zwang ihn erfolgreich nieder und weckte damit erneut Ciarans Respekt.

Einzig sein Gesicht verzerrte sich, als Silvius den frisch eingerenkten Finger behutsam bewegte, um zu überprüfen, ob er wieder im Gelenk saß.

»Sieht gut aus«, verkündete er schließlich. »Du wirst noch eine Weile Schmerzen haben, aber es sollte alles wieder an seinem Platz sein.« Er erhob sich und nahm den Krug vom Tisch. Er trank einige Schlucke, bevor er das Gefäß an Kjell weitergab. »Hier, trink. Der Wein betäubt den Schmerz etwas.«

Kjell nahm den Krug vorsichtig mit der gesunden Hand entgegen. Einen Moment lang spähte er in die Öffnung, dann setzte er an und trank gierig.

Ciaran nutzte die Gelegenheit, um sich zurückzuziehen. Er warf Silvius einen dankbaren Blick zu.

Gleichzeitig kämpfte er mit dem Unbehagen, das beständig in ihm anwuchs. Es war nicht richtig, dass ausgerechnet er mit dieser Aufgabe betraut worden war. Silvius wäre die bessere Wahl gewesen. Er hatte innerhalb von wenigen Augenblicken eine Verbindung zu Kjell hergestellt und ihm sogar ein Grinsen entlockt.

Für Ciaran dagegen gab es nur misstrauische Blicke und bissige Bemerkungen. Deutlicher konnte man nicht aufzeigen, dass er der Falsche war, um Kjell zu zähmen.

Nachdenklich beobachtete er, wie Kjell mit halb geschlossenen Augen seinen Wein trank, während Silvius ihm unbekümmert von ihrer Reise in den Norden erzählte. Er fühlte sich fehl am Platze und wusste nicht, wie er den weiteren Nachmittag füllen sollte, nur dass er dringend nachdenken musste. Das Zelt kam ihm auf einmal zu eng und zu stickig vor.

»Da ihr beiden euch so gut versteht, verschwinde ich für eine Weile«, verkündete Ciaran schließlich heiser.

Kjell reagierte kaum auf seine Ankündigung, doch Silvius musterte ihn kurz, bevor er mit jener wissenden Abgeklärtheit nickte, die Ciaran manchmal so sehr hasste, und die Augenbrauen hochzog.

Ciaran wusste, was jener Blick bedeutete. »Du schuldest mir etwas.«

Stumm formte er ein *Danke*, bevor er sich aus dem Zelt zurückzog, ausnahmsweise froh um die eisige Winterluft, in der er freier atmen konnte.

## Kapitel 10

Kjell war am Ende. Wenn er es nicht schon in den frühen Morgenstunden gewusst hatte, dann spätestens nun, da ihm auf dem Marsch durch das Lager immer wieder schwarz vor Augen wurde. Die oberste Schneeschicht war gefroren und schnitt ihm in die nackten Fußsohlen. Seine Zehen konnte er schon seit den ersten Schritten nicht mehr spüren, was vermutlich eine Gnade war. Ein brennender Schmerz flammte unter den eisernen Fußfesseln auf, wenn sie über die wunden Hautpartien schabten und nichts als rohes Fleisch zurückließen.

Schlimmer als Frost, Schwindel und Wundschmerz war jedoch das grollende Loch in seinem Magen, das mit jedem Atemzug zuzunehmen schien und hartnäckig an seinen Eingeweiden nagte.

Jeden Augenblick würde er in die Knie gehen und nicht mehr auf die Füße kommen. Vor all den Soldaten, deren hasserfüllte Blicke er im Nacken spürte, während er den Weg entlangschlurfte. Wäre er nicht in Begleitung eines Römers gewesen, hätten sie ihm mit Vergnügen die Kehle durchgeschnitten. Ihre Ablehnung saß ihm im Rücken wie ein nicht zu stillender Juckreiz.

Und auch vor Ciaran wollte sich Kjell keine Blöße geben. Nicht, nachdem der ihn am Vortag so deutlich hatte spüren lassen, wie unangenehm ihm seine Gesellschaft war. Der sich nur deshalb mit ihm abgab, weil es ihm befohlen worden war und dessen jeder Handgriff von unverhohlenem Widerwillen und jedes Wort von Hochmut begleitet wurde.

Wie ungehalten er am Vortag aus dem Zelt gestürmt war, ganz so, als wäre er durch die Tatsache, dass Kjell seinen Namen erfahren hatte, entehrt worden. Ciaran. Marcus. Wie immer er hieß, er war ein unangenehmer Zeitgenosse – und doch Kjells einzige Hoffnung.

Bisher war er zu stolz gewesen, um sich anzubiedern, aber ihm war nur zu bewusst, dass ihm die kostbaren Stunden, die er im warmen Zelt verbringen durfte, unter Umständen das Leben retten würden. Immer davon ausgehend, dass er nicht vorher verhungerte oder in einer der eiskalten Nächte vor Erschöpfung einschief und erfror. Allerdings hatte er gestern nach seiner Rückkehr in die Zelle frisches Stroh, einen Eimer, um seine Notdurft zu verrichten, sauberes Wasser und so viel Reinlichkeit, wie eine Gefängnisbaracke bieten konnte, vorgefunden. Wahrscheinlich hatte sich Ciaran nach seinem Abgang gestern darum gekümmert – auch wenn er es nicht ganz glauben wollte.

Mittlerweile war der Hunger nicht nur kräftezehrend und quälend, sondern körperlich schmerzhaft. Er griff Kjells Menschlichkeit an und degradierte ihn zu einem Tier, das nur an seine niederen Instinkte denken konnte.

Der Moment, in dem ihm keine Wahl mehr bliebe, war nah. Irgendwann würde er um Essen betteln müssen, wenn er nicht riskieren wollte, dass er fernab eines Schlachtfelds starb. Mehr und mehr fürchtete er, dass eben darin sein Schicksal lag.

Reichte sein Fluch vielleicht über dieses Leben hinaus? Sollte er nie die weiten Hallen von Walhall sehen, nie die Regenbogenbrücke überschreiten, nie den goldenen Wein der Unsterblichkeit kosten? Nur wegen einer einzigen Verfehlung?

Die Gottheiten, die sein gebeuteltes Volk verehrte, waren wild, grimmig und kriegerisch wie der Norden selbst. Sogar Freyja, die Herrin der freien Liebe – Gegenspielerin von Wodans Gattin Frigg, der die Ehe heilig war –, berief nach bedeutsamen Schlachten die Seelen verstorbener Krieger ein, damit sie in ihrer Halle dem Zeitenende entgegenfeiern konnten. Der Kampf war heilig.

Doch die Götter wussten auch, dass Menschen ein Gegenwicht zur ewigen Schlacht um Land, Nahrung und das schiere Überleben brauchten. Warme Sommerabende, an denen der Met in Strömen floss, an denen es für alle genug zu essen gab. Nächte, in denen wilde Tänze um die lodernden Flammen stattfanden und junge Paare heimlich verschwanden, um sich zu küssen und Dinge zu tun, von denen Kjell wenig Ahnung hatte.

Die Götter selbst hatten die Freude in die Welt entsandt und den Menschen einen Grund gegeben, um das Unbill des Alltags auf sich zu nehmen. Sie sahen mit wohlwollendem Auge auf die Menschen hinab, da sie sich in ihnen wiederfanden. Mit allen Stärken und Schwächen.

Warum also bestrafte sie ihn so schwer? Warum hatten sie ihn einen kurzen Blick hinter den Vorhang ihrer Mysterien werfen lassen und ungeahnte Sehnsüchte in ihm geweckt, nur um ihn hinterher zu verdammen? Hatte er sie von Anfang an falsch verstanden? Oder noch schlimmer: Hatten sie ihn vielleicht gar nicht verlassen, sondern waren von Anfang an nie bei ihm gewesen?

Kjell schauderte. Seine Fähigkeit zum klaren Denken verlor sich. Ein Teil von ihm wünschte, er könnte in seine Zelle zurückkehren und sich fern des hochmütigen Römers seinen Krämpfen stellen. Doch ein anderer Teil schrie danach, Ciaran zu begleiten und auf Milde, und vor allem auf Essen zu hoffen.

Kjell könnte danach fragen, nein, darum *bitten*. Aber was, wenn er ihn auslachte und ihm zu verstehen gab, dass er es genoss, ihn leiden zu sehen?

Sehnsüchtig dachte Kjell an den so viel zugänglicheren Silvius. Trotz der Fehde zwischen ihren Völkern war er freundlich zu ihm gewesen. Bei ihm hätte Kjell sich überwinden können, um Brot zu bitten, doch bei Ciaran...

Seine Gedanken wurden unterbrochen, als das inzwischen vertraute Zelt vor ihnen auftauchte. Er war erleichtert – und ein wenig erschrocken, hatte er doch kaum bemerkt, wie sie die Strecke zurückgelegt hatten. Offenbar war sein Geist auf so fernen Pfaden gewandelt, dass er seinen schmerzenden Körper eine Weile zurückgelassen hatte.

»Rein mit dir«, drang Ciarans Stimme an sein Ohr. »Es ist zu kalt, um draußen herumzusteher.«

Die Worte klangen seltsam dumpf in Kjells Ohren. Der Untergrund zu seinen Füßen fühlte sich ebenfalls merkwürdig an – weich und nachgiebig wie ein Sumpf – und seine Hände spürte er gar nicht mehr.

Kjell unterdrückte ein Seufzen. Somit begann es also. Bald würde sein geschundener Körper ihn verraten. Wie ein Sack Getreide würde er dem Römer vor die Füße fallen. Es war sinnlos, sich noch länger zu wehren. Auch wenn er das Gesicht verlor, er musste um Hilfe bitten.

Auf wackeligen Füßen folgte Kjell Ciaran ins Innere. Sein eigenes Körpergewicht schien ihn zu Boden zu zerren. Alles in ihm schrie danach, sich auf einem der großen, mit Stoff bezogenen Sitzkissen zusammenzurollen. Aber er durfte dem Drang nicht nachgeben. Noch nicht.

Er legte sich gerade seine Worte zurecht und bereitete sich darauf vor, sie aller Gegenwehr zum Trotz hervorzuwürgen, als Ciaran neben ihn trat. Seine Nasenflügel bewegten sich.

»Du riechst schon viel besser«, verkündete er mit einem schiefen Lächeln. »Nach sauberem Stall und frischem Stroh, aber die Zähne könntest du dir trotzdem eben reinigen.«

Er deutete auf die Wasserschüssel, die neben dem Badezuber bereitstand. Kjell ging auf unsicheren Beinen darauf zu und griff nach dem Beutel mit dem Hirschhornpulver. Noch immer fand er den Gedanken, sich Zähne und Zahnfleisch mit dem bitteren Pulver zu scheuern, wenig erhebend, aber ihm fehlte die Kraft, mit Ciaran zu diskutieren. Während er sich die Zähne reinigte, kämpfte er gegen das Schwindelgefühl an. Er konnte den Finger, mit dem er sich im Mund herumfuhrwerkte, kaum spüren.

*Das war der letzte Aufschub*, sagte Kjell sich, nachdem er sich den Mund ausgespült hatte. *Ich kann nicht länger warten. Es ist Zeit zu knien.*

Er wischte sich mit dem Unterarm über den Mund und drehte sich zu Ciaran um. Die Worte, die er sich zuvor mühsam zurechtgelegt hatte, lagen ihm bleiern auf der Zunge. Er konnte sie fast schmecken und doch weigerten sie sich, ausgesprochen zu werden, was nicht zuletzt an Ciarans fragendem Blick lag, der mit dem Gewicht von tausend Schwertern auf ihm ruhte.

Schwer schluckte Kjell. Galle stieg ihm in die Kehle. Er konnte nicht, aber er musste. Er hatte keine andere Wahl.

»Alles in Ordnung?«, erkundigte sich Ciaran.

Kjell konnte unmöglich sagen, ob hinter der Frage aufrichtiges Interesse oder lediglich gelangweiltes Pflichtbewusstsein steckte. Bevor er sich zurückhalten konnte, bewegte sich sein Mund und er hörte sich krächzen: »Ja.«

Im nächsten Augenblick wollte er sich ohrfeigen. Nichts war in Ordnung. Er war nur noch einen Wimpernschlag davon entfernt, zusammenzubrechen. Er verhungerte, aber sein Stolz stand ihm immer noch im Weg und ließ nicht zu, dass ihm die Worte über die Lippen kamen.

Kjell rang noch mit sich selbst, als sein Körper schließlich entschied, für ihn zu sprechen und seine Sturheit zu übergehen. Das Grollen seines Magens war ungewöhnlich laut und Kjell schämte sich dafür, doch wenigstens nahm es ihm die letzte Erniedrigung ab.

Ein befremdlicher Ausdruck huschte über Ciarans Züge. Er sah von Kjells Gesicht zu dessen Bauch, als wäre er nicht ganz sicher, ob er richtig gehört hatte. Dann senkte er zu Kjells Überraschung den Blick.

»Setz dich schon einmal«, sagte er ungewohnt leise und strich sich fahrig das kurz geschorene Haar zurück. »Ich lasse dir etwas zu essen kommen.«

Kjell fiel ein Stein vom Herzen. Essen. Und er hatte nicht einmal darum bitten müssen.

Wahllos ließ er sich auf eines der Kissen fallen und rückte dicht an das Feuer heran, das verlässlich in der Mitte des Zeltens loderte. Ob Ciaran überhaupt bewusst war, welchen Reichtum die niemals erlöschende Flamme darstellte? Was es bedeutete, niemals gezwungen zu sein, bei Eis und Schnee in den Wald zu stolpern, weil der Vorrat an Feuerholz zu früh ausgegangen war?

Ein einzelner Funke sprang auf Kjells nackte Wade. Ganz allmählich hüllte die Wärme ihn ein. Das reißende Gefühl, dass die Leere in seinem Magen nicht nur an seinem Körper, sondern auch an seinem Geist fraß, kehrte zurück, aber es war besser zu ertragen als noch vor wenigen Augenblicken. Er wusste nun, dass es endlich war.

Durch die Zeltbahn hörte er Ciarans Stimme. Er gab Anweisungen. Natürlich. Ciaran war viel zu erhaben, um selbst für Kjells Essen zu sorgen. Dafür hatte er seine Helfer. Kjell sollte es recht sein, solange es ihm den Bauch füllte.

Die Augen fielen ihm zu und er glitt in einen Dämmerzustand, in dem er zwar denken, sich aber unmöglich regen konnte. Mit ihm überkam ihn eine gewisse Gelassenheit, die er schon seit langer Zeit nicht mehr empfunden hatte. Es kümmerte ihn nicht einmal, dass er mit ungeschütztem Rücken im Zelt eines Feindes saß. Er konnte nicht behaupten, dass er sich sicher oder gar geborgen fühlte, aber er glaubte auch nicht, dass er einen Angriff zu befürchten hatte. Und wenn doch, wäre es zumindest vorbei.

Einen unbestimmbaren Zeitraum später befreite ihn das Klappern von Holz auf Ton aus dem Gespinst aus Ohnmacht und Schlaf. Ein würziger Geruch stieg Kjell in die Nase, so köstlich, dass er um ein Haar gewimmert hätte.

Ciaran setzte vorsichtig ein Tablett vor ihm auf den Boden ab. Dann legte er Kjell zögernd eine Hand auf die Schulter. »Iss dieses Mal langsam, ja? Sonst kommt wieder alles hoch.«

Kjell wusste aus erster Hand um die Weisheit dieses Ratschlags. Dennoch hätte er Ciarans Finger am liebsten beiseitegeschlagen. Er mochte es nicht, dass Ciaran ihn immer wieder aus dem einen oder anderen Grund berührte. Angesichts des Essens rückte sein Ärger über die wiederholten Grenzüberschreitungen allerdings in den Hintergrund.

Hastig griff Kjell nach einer Tonschüssel mit dickflüssiger Grütze, in der kleine Fleischstücke schwammen. Der hölzerne Löffel konnte gar nicht voll genug sein, als er ihn zum ersten Mal zum Mund führte. Der Geschmack von Rauch kitzelte seine Zunge; vermengt mit fremdartigen Gewürzen, die dafür sorgten, dass der schlichte Getreidebrei zum Besten wurde, das er je gekostet hatte. Oder bildete er sich das nur ein, weil er so hungrig war?

Es verlangte Kjell alles ab, die Schüssel nicht einfach auszutrinken. Während er einen Löffel nach dem anderen zum Mund führte, behielt er gierig das Tablett im Auge, auf dem ein frischer Ring Brot und gebratenes Fleisch auf ihn warteten. Wenn es ihm dieses Mal gelang, alles bei sich zu behalten, hätte er mit einer einzigen Mahlzeit mehr im Magen als in den letzten zehn Tagen zusammen.

Er genoss das Gefühl der warmen Grütze, die durch seine Speiseröhre rann und den Schmerzen in seinem Bauch nach und nach ein Ende bereitete. Er vergötterte den salzigen Geschmack des Specks, der fettig auf seiner Zunge lag und ihm neue Kraft versprach. Nicht einmal Ciarans nachdenklicher Blick störte Kjell, während er mit einem Stück Brot sorgfältig die letzten Reste aus der Schüssel wischte.

Am liebsten hätte er sich anschließend sofort dem Fleisch zugewandt, doch noch einmal brachte er Selbstbeherrschung auf, um sich zurückzuhalten. Er wollte seinem Magen etwas Zeit lassen, bevor er weiteraß.

Stattdessen nahm er einen Schluck aus dem Kelch, den Ciaran für ihn bereitgestellt hatte. Verwundert stellte er fest, dass süßer Wein seine Lippen benetzte. Bei den Hilfstruppen hatte er gelernt, dass die Römer tagsüber nur selten unverdünnten Wein tranken. Das blieb besonderen Gelegenheiten wie dem Besuch eines Gastes vorbehalten. Im Alltag vermengten sie den Rebensaft so lange mit Wasser, bis er ihnen nicht mehr zu Kopfe steigen konnte.

Umso erstaunter war Kjell, dass Ciaran ihm das schwere Getränk anbot. Für einen kurzen Augenblick weckte diese Großzügigkeit sein Misstrauen. Er tastete mit der Zunge über seinen Gaumen, ob er einen bitteren Nachgeschmack entdecken konnte, doch nichts deutete auf Gift hin. Und warum sollte Ciaran ihn auch vergiften, wenn er ihn genauso gut verhungern lassen konnte?

Kjell beschloss, sich nicht länger den Kopf zu zerbrechen. Er machte es sich bequem, eine Hand auf den Magen gebettet. Es war ein gutes Gefühl, die Fülle und Wärme darin zu spüren, die sich von dort aus in ihm ausbreitete, während er die nächste Mahlzeit bereits vor sich stehen sah.

Als er schließlich den Kopf hob und leise *Danke* sagte, kam er sich nicht einmal wie ein Verräter vor. Das aufrichtige Lächeln auf Ciarans Zügen hingegen irritierte ihn.

\*\*\*

»Was hast du angestellt?«

Ungläubig betrachtete Ciaran das Spielbrett. Die Steine standen anders als vor seinem kleinen Ausflug ins Freie, um Wasser abzuschlagen. Wenn er sich nicht täuschte, fehlten sogar zwei von ihnen. Zum wiederholten Male fragte er sich, was in Kjells Kopf vorging.

Der Germane verbrachte bereits den siebten Tag in Folge den Nachmittag in Ciarans Zelt. Noch immer wirkte er unmäßig müde und erschöpft, wofür Ciaran bisher keine Erklärung gefunden hatte, aber nicht mehr ganz so schwach auf den Beinen wie noch vor einigen Tagen.

Ciaran schämte sich immer noch für seine Blindheit. Bis heute konnte er nicht begreifen, warum er nicht eher darauf gekommen war, Kjell regelmäßig etwas zu essen anzubieten. Immerhin hatte er schon am ersten Tag bemerkt, wie abgemagert er war. Wie hatte er da übersehen können, dass der schnellste und nebenbei menschlichste Weg zu Kjells Wohlwollen über das Essen führte?

Ciarans einziger Trost war, dass selbst Silvius überfordert gewirkt hatte, als sie sich über Kjells fortlaufend schlechten Zustand unterhalten hatten. Schließlich hatte Silvius mehr sich selbst als Ciaran gefragt, wie üppig die Rationen in der Gefängnisbaracke wohl ausfallen mochten und ob es sein konnte, dass Kjell nicht *vor*, sondern *während* seiner Gefangenschaft so viel Gewicht verloren hatte. Sie hatten einen betretenen Blick ausgetauscht, nur um anschließend lange schweigend in die Flammen zu starren.

»Ich hätte es irgendwie vorgezogen, nichts davon zu wissen«, hatte Silvius erst kurz vor ihrer Verabschiedung leise gemurmelt. Ciaran hatte auch ohne weitere Erklärungen genau verstanden, worauf er hinauswollte.

Sie hatten glauben wollen, dass das Römische Reich angemessen mit seinen Gefangenen umging. Es war eine Frage von Ehre und Anstand. Im Nachhinein betrachtet waren sie geradezu herrlich naiv gewesen. Es war eine logistische Meisterleistung, zwei Legionen im Winterquartier mit Nahrung zu versorgen, bei der oftmals die Grenzen des Möglichen erreicht wurden. Es war grausam, aber vermutlich folgerichtig, dass die Gefangenen nicht üppig bewirtet wurden. Das machte es aber nicht besser.

Seit jenem Tag liefen die Zusammenkünfte mit Kjell stets in derselben Reihenfolge ab. Nachdem Ciaran zu Mittag gegessen hatte, holte er Kjell aus seiner Zelle. Anschließend bot er ihm Wasser an, damit er sich waschen und

die Zähne putzen konnte, ließ ihm eine anständige Mahlzeit bringen und verwickelte ihn anschließend in ein Spiel. Wenn es nach dem Legaten gegangen wäre, hätten sie sich wahrscheinlich häufiger miteinander unterhalten, doch Kjell war ein schweigsamer Mann und Ciaran hatte kein Interesse daran, ihm ein Gespräch aufzuzwingen.

Es gab inzwischen Momente, in denen er es nicht weiter schlimm fand, seine Zeit mit Kjell zu verbringen. Manchmal, wenn Ciaran ihm in das bärtige, mittlerweile fast vertraute Gesicht sah, konnte er sich vorstellen, dass sie eines Tages miteinander auskommen würden. Inzwischen dachte er sogar darüber nach, Kjell Gelegenheit zum Rasieren zu geben. Ciaran glaubte nicht länger daran, dass er sich davor hüten musste, im ersten unbedachten Augenblick eine Klinge in den Bauch gerammt zu bekommen.

Dann jedoch gab es Augenblicke, in denen er die unliebsame Aufgabe am liebsten losgeworden wäre. Zum Beispiel bemerkte er von Zeit zu Zeit, dass Kjell ihn träge unter halb geschlossenen Lidern beobachtete. In diesen stillen Musterungen lag etwas Listiges, das Ciaran ganz und gar nicht behagte und ihn fürchten ließ, dass nicht er Kjell in Sicherheit wog, sondern andersherum.

Und manchmal, wenn es Abend wurde und Kjell sich vom Feuer trennen musste, stand eine Wut in dessen Blick, angesichts derer Ciaran eigenartig zumute wurde und er beinahe so etwas wie Schuld empfand. Und darüber ärgerte er sich.

Es lag schließlich nicht an ihm, dass die Beinlinge länger als erhofft auf sich warten ließen. Auch war es nicht sein Befehl, der Kjell zur Gefangenschaft verdammt hatte. Ganz im Gegenteil: Er tat viel, um Kjell sein Schicksal zu erleichtern. Mehr, als er verdiente, wenn man es genau nahm. Bei den Göttern, er ertappte sich inzwischen sogar dabei, dass er ihm auf den Wegen zwischen Baracke und Zelt den Arm um die Seite legen wollte, um ihn zu stützen. War das nicht Entgegenkommen genug?

Ciaran musste es sich eingestehen: Er bemühte sich, aber er verstand Kjell nicht. In diesem Augenblick war ihm dies bewusster denn je.

»Du hast Steine entfernt, während ich draußen war«, sagte er verärgert. »Jetzt ist das Spiel verdorben. Hältst du mich für so dumm, dass ich es nicht bemerke, wenn du mich betrügst?«

Ein feines Lächeln, das Ciaran fast rasend machte, tanzte um Kjells Mundwinkel. »Vielleicht. Immerhin warst du ja auch dumm genug, mich mit dem Spielbrett alleine zu lassen, oder?«

»Ich musste pinkeln! Das kannst du doch nicht ausnutzen, um dir einen Vorteil zu verschaffen. Das ist gegen die Regeln.«

Kjell besaß den Anstand, ernsthaft überrascht dreinzusehen. »Warum?«

Ciaran verengte die Augen, gab sich aber Mühe, nicht die Stimme zu heben. »Ich habe dich die Regeln gelehrt«, erklärte er betont ruhig. »Nur dank ihnen können wir uns miteinander messen. Sonst könnten wir uns auch mit den Spielsteinen bewerfen oder sie aufessen. Wenn du also heimlich etwas veränderst, während ich fort bin, ist das Betrug.«

»Betrug...« Kjell rollte das Wort auf seiner Zunge, als könnte er kaum etwas damit anfangen. »Wenn du mich fragst, wäre es dumm, sich keinen Vorteil zu verschaffen, wenn dir der Gegner den Rücken zudreht. Es geht ums Gewinnen. Wie man sein Ziel erreicht, ist nicht weiter wichtig. Am Ende zählt nur das Ergebnis, nicht der Weg.«

»Ohne den Weg brauchen wir gar nicht erst zu spielen«, erwiderte Ciaran aufgebracht. Kjells Mangel an Verständnis regte ihn allmählich auf. »Es ist... ehrlos, beim Spiel zu betrügen.«

Plötzlich wurden Kjells Augen dunkel. »Ehre? Weißt du überhaupt, was das ist, Römer? Du, der du noch nie in einer Schlacht gekämpft hast? Der noch nie erlebt hat, wie es sich anfühlt, wenn dein Schwert einen Brustkorb freilegt? Ihr Römer sprecht so gern von Ehre, aber ich glaube nicht, dass ihr viel davon versteht.«

Ciaran holte tief Luft. Einzig der Gedanke an seine Befehle und vielleicht eine gewisse Neugier hielten ihn davon ab, laut zu werden. »Woher willst du wissen, dass ich noch nie gekämpft habe?«, fragte er barsch.

Kjell lachte leise. Der Laut ging Ciaran durch Mark und Bein, war es doch das erste Mal, dass er ihn zu hören bekam. Er klang ein wenig böse und passte gut zu den Worten, die ihm folgten. »Deine Haut ist glatt wie die eines Kindes. Du hast keine einzige Narbe am Körper. Das konnte ich leider nicht übersehen, da du dich ja vor meinen Augen umziehen musstest.« Missbilligung lag in seiner Stimme. »Du trägst eine Rüstung, die nicht eine Scharte aufweist und... Ich weiß es einfach. Du bist kein Krieger. Wenn du genug Mut hast, zeige ich dir bei Gelegenheit, was es mit deiner Ehre auf sich hat, aber dafür müsstest du mir schon eine Klinge in die Hand geben.«

»Was für ein trauriger Versuch, mich zu einer Dummheit zu verleiten«, gab Ciaran bissig zurück. »Es mag in deinen Augen *dumm* sein, sich auf das Ehrgefühl seines Gegenspielers zu verlassen, aber das bedeutet sicher nicht, dass ich Narr genug bin, dich mit einer Waffe auszustatten und dir die Möglichkeit zur Flucht zu geben.« Den Gedanken, dass er zuvor fast bereit gewesen war, Kjell ein Rasiermesser zur Verfügung zu stellen, verdrängte Ciaran.

»Oh, großer Römer«, spottete Kjell und lehnte sich bequem zurück. »Tausende eurer Soldaten in einem Lager und nur ein einziger von meinem Volk. Und doch hast du zu viel Angst, um gegen mich zu kämpfen.«

In Ciarans Bauch verkrampfte sich etwas. Auch wenn er sich gegen die giftigen Worte abzuschirmen versuchte, fanden sie ihr Ziel. Der Legat hatte ihn gewarnt. Kjell würde nie jemanden akzeptieren, der in seinen Augen weder Krieger noch ein richtiger Mann war und sich bewiesen hatte.

Ciaran wollte nicht gegen Kjell kämpfen. Mit Angst hatte das jedoch nichts zu tun. Eher damit, dass er ein schlechtes Gewissen gehabt hätte, einen unterlegenen Gegner in den Staub des Trainingsplatzes zu schicken. Oder damit, dass er keine zusätzlichen Narben auf Kjells Haut hinterlassen wollte.

»Ich fürchte mich bestimmt nicht vor dir«, stellte Ciaran klar und fegte mit einer schnellen Handbewegung die Spielsteine vom Brett, um sie erneut aufbauen zu können.

»Beweis es«, erwiderte Kjell gelassen.

Ciaran wollte ihm gerade erklären, dass er es nicht nötig hatte, sich zu beweisen, als durch die Zeltbahnen Lärm zu ihnen hereindrang. Still war es in einem Lager wie *Castra Vetera* nie, aber das schwere, regelmäßige Stampfen von vielen Hundert Füßen war doch etwas Außergewöhnliches, zumal Ciaran nichts von geplanten Truppenbewegungen gehört hatte. Das Schnauben zahlreicher Pferde, sowie neugieriges Gemurmel und halblaute Ausrufe drangen an sein Ohr.

Er zögerte kurz, dann gewann seine Neugier überhand. »Komm mit«, sagte er streng und griff nach Kjells Oberarm, um ihn auf die Füße zu ziehen. Nach dieser Debatte wollte er ihn lieber nicht allein im Zelt lassen. Kjell fluchte in seiner Muttersprache, als Ciaran ihn hinter sich herzerzte.

Draußen angekommen bot sich ihnen ein überraschender Anblick. Eine lange Reihe Soldaten marschierte durch das westliche Tor in das Lager hinein, passierte das Herz der Anlage und verschwand in Richtung Nordosten, wo noch freie Zeltplätze zur Verfügung standen. Ciaran schätzte sie auf ungefähr dreihundert Mann. Alle trugen schweres Marschgepäck und machten einen schäbigen Eindruck, was jedoch nicht weiter verwunderlich war. Im Winter war es in Germanien eine Qual, längere Strecken zu überwinden.

Was Ciaran allerdings sehr wohl irritierte, war der Tross, der den Männern schwerfällig folgte. Er war zu groß. Auf einen Soldaten kamen vier oder fünf Zivilisten, darunter viele Frauen und Kinder.

Ciarans Herz begann, schneller zu schlagen. Waren dies vielleicht die versprengten Überreste der großen Schlacht? Hatten Teile des Trosses überlebt, vielleicht in germanischer Gefangenschaft?

Erregung machte sich in ihm breit, doch die vielen mürrischen Gesichter am Wegesrand dämpften seine Hoffnungen rasch wieder. Suchend sah er sich um und entdeckte schließlich ganz in der Nähe Gwydion.

Rasch ging Ciaran zu ihm hinüber. Seine Finger lagen immer noch um Kjells Arm, dessen Mund sich mittlerweile zornig verzogen hatte. Offenbar schätzte er es nicht sonderlich, in der Gegend herumgezerrt zu werden.

»Was ist geschehen?«, fragte Ciaran atemlos.

»Nichts Gutes«, gab Gwydion grimmig zurück. Er versetzte Ciaran zur Begrüßung einen leichten Stoß gegen die Brust. »Befehl aus Rom. Wir geben die Siedlungen östlich des *Rhenus* auf.«

Ciaran hatte das Gefühl, als hätte ihm jemand einen Hieb in den Magen versetzt. Er konnte es nicht glauben. Sie waren Römer! Sie kämpften, bis sie siegreich waren, und brachten den Besiegten anschließend den Römischen Frieden sowie Kultur, Fortschritt und nie gekannten Reichtum. Sie durften sich nicht zurückziehen, nur weil Varus in eine Falle getappt war und am Ende nicht einmal den Mut gehabt hatte, sich Augustus zu stellen. Es wurde inzwischen allerorten gemunkelt, dass er sich wie ein Feigling in sein Schwert gestürzt hatte, um dem Zorn des Kaisers zu entkommen.

Sie sollten den Osten aufgeben? Wegen eines einzelnen Fehlers eines einzelnen Mannes? Das konnte nicht sein. Das *durfte* nicht sein.

Erschüttert wandte Ciaran sich ab. In Gwydions Augen stand zu viel von seinem eigenen Entsetzen, als dass er sich dem hätte stellen können.

Sein Blick fiel stattdessen auf Kjell, und zum zweiten Mal innerhalb kurzer Zeit war ihm, als hätte ihn jemand geschlagen. Auf dem Gesicht seines Anhängers stand ein breites Lächeln und in seinen Augen brannte ein Stolz, der Ciaran als Würgereiz in der Kehle brannte.

Plötzlich kam ihm der Gedanke, sich mit Kjell im Kampf zu messen, ausgesprochen verlockend vor.

## Kapitel 11

Das sterbende Flackern des Feuers zeichnete Schatten auf feuchte Haut und zerwühlte Felle. Der Duft von Moschus, Wein und Schweiß vermengte sich mit dem urtümlichen Geruch des Leders. Der eisige Winter Germaniens musste der Illusion von lauen Sommernächten weichen.

Ein kehliges Stöhnen drang aus Ciarans Mund und wurde von fremden Lippen aufgefangen, als der persisch stämmige Mann, der bequem an seiner Seite lag, ihren Kuss vertiefte. Neugierige Finger folgten dem Verlauf seiner Brust und ertasteten die Wölbungen seiner Bauchmuskeln. Ciaran schmiegte sich tiefer in den Berg aus bunten Kissen und krallte sich fester an den Hinterkopf seines Spielgefährten, als hätte er Angst, dass er ihm das Vergnügen seines Mundes entziehen könne.

Seine andere Hand rieb sanft durch seidige Strähnen, während er mit wohl朵isiertem Druck die Bewegungen des zweiten Kameraden lenkte, der an diesem Abend der Einladung in sein Zelt gefolgt war. Dankbar hob er das Becken, um tiefer in die Mundhöhle einzudringen. Ein neuerliches Keuchen entfuhr ihm, als er berauscht in die warme Feuchtigkeit eintauchte.

Der plötzliche Verlust des Mundes an seinem brachte ihn dazu, die Augen einen Spaltbreit zu öffnen. Ein träges Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus, als er sah, dass der Perser nach dem Teller mit süßen Feigen griff und ein besonders reifes Exemplar umsichtig aufschneidete. Schalk sprühte in dessen Blick, als er eine der Hälften sacht über Ciarans Lippen rieb und den Fruchtsaft gleichmäßig verteilte, nur um ihn wieder abzulecken.

Schließlich griff der Mann nach dem Weinkrug neben ihnen und seine Kehle spannte sich, als er schluckte. Ciaran zeichnete die Bewegungen seines Adamsapfels mit dem Finger nach. Anschließend setzte sein Gespiel den Rand des Gefäßes an Ciarans Lippen. Als er trank, rann ein Teil des Rebensaftes aus seinem Mundwinkel über seinen Hals und seine Brust.

Der Geschmack von Wein und Feige ließ ihn endgültig in die sinnliche Welt stürzen, die er sich zusammen mit seinen beiden Gefährten geschaffen hatte. Während ihm der Perser den verschütteten Wein von der Haut küsste, legte der von den Schatten verborgene Mann zwischen seinen Schenkeln an Geschwindigkeit zu. Ciarans letzter klarer Gedanke war ein dankbares Gebet an Cupido, der ihm solche Freuden schenkte und sicher lächelnd auf ihr Vergnügen hinabsah.

Der sterbende Abend wurde zur endlosen Nacht, schwerer Atem zu sehnsüchtigem Keuchen, schlichte Berührungen zu Gold auf der Haut. Küsse wuchsen sich zu gierigen Bissen aus, süße Lust zu qualvollem Hunger nach Vereinigung und Erlösung.

Als das Feuer ausbrannte und nur noch die Glut in die Dunkelheit leuchtete, erhob sich Ciaran von seinem Lager. Er warf einen letzten Blick auf die Männer, die ihm so viel Freude bereitet hatten. Sie waren mit dem Tross gekommen und hungrig nach Wärme und Zerstreung willig seiner Einladung gefolgt.

Nur vage konnte er ihre ineinander verschlungenen Konturen erkennen, ihre langen Gliedmaßen, die Muskeln unter ihrer ebenmäßigen Haut. Ihr Geruch haftete an ihm, erinnerte ihn an den Genuss, den er empfunden hatte, als er sich erst in der Enge des einen und dann des anderen verloren hatte.

Ciarans Lippen waren wund und geschwollen, Beleg für die endlosen Küsse, die er mit ihnen geteilt hatte und die für ihn einen guten Teil des Vergnügens ausmachten. Seiner Erfahrung nach konnte man das Küssen nicht lernen. Es lag einem im Blut.

Gedankenverloren rieb er sich über den Hals und spürte dem schwachen Brennen nach, das die rauen Bartstoppeln auf seiner Haut hinterlassen hatten. Er war nicht sicher, warum er auf den Beinen war, statt zwischen seinen Kameraden in tiefen Schlaf zu fallen. Vielleicht hing es damit zusammen, dass er sich nicht ausgelastet fühlte. Es war eine Ironie des Schicksals, dass er ausgerechnet nun, da er endlich das Leben der Soldaten kennenlernte, mehr Langeweile empfand als jemals zuvor.

In Rom war er stets zwischen seinen Pflichten als Krieger, Kaufmann und Herr seines Anwesens hin und her geeilt, sodass er zwischendurch an manchen Tagen kaum Zeit für Vergnügungen und die Bedürfnisse seines Körpers gehabt hatte. Hier im Norden fielen die Stunden, in denen sie an ihrer Kampfkunst feilten, aufgrund der beschränkten Platzverhältnisse spärlich aus und die langen Nachmittage mit Kjell hielten ihn davon ab, seinen Bewegungsdrang auszuleben.

Ein Ausritt zum Marktflecken, eine weite Runde um das Lager, um seinem Pferd etwas Bewegung zu verschaffen, aber immer mit dem Gedanken im Hinterkopf, dass sie sich im Krieg befanden und es nicht sicher war, sich allein zu weit von *Castra Vetera* zu entfernen, waren die einzigen Lockerungen, die er seinen Muskeln verschaffen konnte.

Ja, mangelnde Auslastung wäre ein guter Grund für seine Unruhe, aber wenn er ehrlich zu sich selbst war, steckte mehr dahinter: Es waren Kjells Bemerkungen, die wie Wundbrand in ihm schwelten und seine offene Freude über den Schlag, den das Römische Reich verkraften musste. Und natürlich auch, dass er Ciaran unterschwellig unterstellt hatte, ein Feigling zu sein. Ein Mann, der Rüstung und Schwert trug, ohne etwas damit anfangen zu können oder auch nur das Recht erworben zu haben, sich Krieger zu nennen.

Ciaran war bewusst, dass Kjells Bemerkungen weniger an ihm genagt hätten, wenn sie nicht ein Körnchen, nein, ein ganzes Getreidefeld an Wahrheit enthalten hätten. Für einen Mann wie Kjell waren Ciarans zahlreiche Siege in der Übungsarena nichtig, kaum mehr als ein Spiel, ein ebenso sinnloser Zeitvertreib wie *Latrunculi*.

Ciaran war in der Lage, so gut wie jeden Mann mit Speer, Stab und Kurzschwert in den Staub zu schicken. Selbst im Faustkampf gab es nur wenige, die ihm das Wasser reichen konnten. Seine Liebe aber galt dem keltischen Breitschwert, das seine große Reichweite in einen unermesslichen Vorteil verwandelte und mit dem er noch nie besiegt worden war. Mit der langen Klinge zog er weite Kreise um sich, die es dem Gegner erschwerten, sich ihm zu nähern. In der Taktik der Fußsoldaten war dafür kein Platz und auch für die Reiterei war die Waffe gänzlich ungeeignet, doch Ciaran hielt dennoch an ihr fest. Das Breitschwert schien wie geschaffen für seine Hand und gab ihm das Gefühl, wehrhaft zu sein – und es stellte eine Verbindung zu einem Vater dar, den er nie kennengelernt hatte.

Aber letztendlich behielt der verfluchte Germane recht: Ciaran hatte noch nie ein Schlachtfeld betreten. Er wusste nicht, was es bedeutete, einen anderen Mann nicht nur zu besiegen, sondern auch zu töten. Er hatte nie die letzten Schreie eines Sterbenden vernommen und auch nie Blut geschwängerte Luft gerochen.

Er knirschte mit den Zähnen, während er sich am nackten Bauch kratzte. Kjell mochte ungehobelt sein, aber er war nicht dumm. Seine Schamhaftigkeit und seine mangelnden Manieren machten es leicht, auf ihn herabzusehen und ihn mit einem Schmunzeln abzutun.

Trotzdem gab es etwas in Ciaran, das dem Spötter unbedingt beweisen wollte, dass er ihn falsch eingeschätzt hatte. Und das gab wiederum Kjell jedes Recht, über Ciaran zu lachen. Aber ob er es auch tat?

So vieles an Kjells Art zu denken war Ciaran fremd. Sein Mangel an Ehrgefühl stieß ihn ab. Doch manchmal, wenn sie schweigend zusammensaßen und ihre Steine über das Spielbrett schoben, kam es ihm gar nicht mehr seltsam vor, mit Kjell zusammensitzen wie er es sonst mit seinen Freunden tat. Wenn sie nicht redeten, schwanden ihre Differenzen.

Ciaran kaute nachdenklich an seiner Unterlippe, während er innerlich seine Optionen abwog.

Er hatte eine Aufgabe zu erfüllen. Er musste Kjell überzeugen, ihm von der Lebensart der Germanen zu berichten, ihre Geheimnisse zu verraten. Um an diesen Punkt zu gelangen, musste er jedoch zuerst Kjells Achtung gewinnen. Es war nicht genug, ihm Essen zu geben und ihm die Wärme seines Zeltes anzubieten. Kjell würde ihn nie respektieren, wenn er nicht bewies, dass er ihm ebenbürtig war.

Ciaran gefiel der Gedanke, gegen ihn zu kämpfen, immer noch nicht. Was, wenn Kjell die Gelegenheit nutzte, einen Fluchtversuch zu wagen? Der Legat würde kaum zufrieden mit Ciaran sein, wenn der wertvolle Gefangene verletzt oder getötet wurde.

Dazu gesellte sich die erdrückende Last der Frage der Ehre. Kjell war schwach und konnte an manchen Tagen vor Erschöpfung kaum die Augen offen halten. Bei den Göttern, er würde doch auch keine Frau oder ein Kind zum Zweikampf auffordern.

Sollte dies wirklich der einzige Weg sein, einen Durchbruch zu erzielen? Die einzige Möglichkeit, um die Fronten ein für alle Mal zu klären und sich selbst zu beweisen?

Ein warmer Körper näherte sich Ciaran von hinten. Heißer Atem strich über seine Schulter, während eine Hand zielsicher in seine Lendengegend wanderte, um mit leichtem Druck über sein lebloses Glied zu streichen.

»Unser Freund schläft, aber die Nacht ist noch jung«, murmelte einer der Männer in seinem Nacken.

Ciaran zögerte. Er brauchte Schlaf, doch noch mehr, dämmerte ihm, sehnte er sich nach Frieden. Ruckartig drehte er sich um und umfasste das Gesicht des anderen Mannes mit beiden Händen und presste hart die Lippen auf dessen Mund. Ein Nachgeschmack von Brutalität lag in dem Kuss, der den Aufruhr in Ciarans Innerem widerspiegelte.

\*\*\*

Der Platz war kaum groß genug, um drei oder vier Paare gleichzeitig gegeneinander kämpfen zu lassen. Er lag abseits der Laufwege hinter den Stallungen, war von einem festen Zaun umgrenzt, was seinen ursprünglichen Zweck als Ausweichquartier für Pferde verriet, und wurde im Winter kaum einmal benötigt. Es war der richtige Ort, um zu tun, was getan werden musste. Abgelegen, mit ebenem Untergrund und sandig und fest unter der Schneedecke.

Den ganzen Morgen lang hatte Ciaran mit sich gerungen. Er hatte sich bemüht, die wütende Stimme in seinem Inneren nicht überhand gewinnen zu lassen, denn sie war nicht Ausdruck seines Verstands, sondern seines Stolzes, der am Vortag verletzt worden war. Von ihr wollte er sein Handeln nicht bestimmen lassen.

Daher hatte er sich nach den morgendlichen Übungen noch einmal mit Silvius beraten. Er hatte Ciaran ruhig zugehört und schließlich zustimmend genickt. »Die Herausforderung steht zwischen euch. Ihr müsst es austragen, denn sonst verliert einer von euch unweigerlich sein Gesicht. Aber such einen Ort aus, wo euch nicht jeder sehen kann«, hatte Silvius ihm geraten. »Kjell vor einer Horde geifernder Soldaten zu demütigen wird dir kaum helfen, zu ihm durchzudringen«, hatte er auf Ciarans fragenden Blick hinzugefügt.

Somit warteten lediglich vier Männer auf sie, als Ciaran gemeinsam mit Kjell den Stall umrundete und den Platz betrat. Silvius, Tiberius, Gwydion und Quintus trugen allesamt Rüstungen und auch ihre Waffen, um Kjell daran zu erinnern, dass an eine Flucht nicht zu denken war – auch dann nicht, falls der unwahrscheinliche Fall eintrat, dass er Ciaran besiegte.

Nun, da der Kampf kurz bevorstand, stiegen erneut Zweifel in ihm auf. Kjell trug seine Fußfesseln nicht – es war langwierig gewesen, die Wache dazu zu bringen, sie zu lösen – und bewegte sich daher gleichmäßiger als gewöhnlich, doch es lag eine gewisse Erschöpfung in der Art, wie er die Schultern beugte.

Ciaran fragte sich, ob es nicht weiser wäre, die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen, als Kjells Blick auf seine Freunde fiel und sich seine Körpersprache veränderte. Er straffte die Schultern und ballte die Fäuste an seinen Seiten. Plötzlich wirkte er wie ein Mann, der nur darauf brannte, endlich losschlagen zu dürfen. Und wie einer, der sich im Verlauf der vergangenen Woche unter Ciarans widerwilliger Pflege zu erholen begonnen hatte.

Silvius kam auf sie zu und lächelte ihnen entgegen. »So sehen wir uns also wieder. Sei begrüßt, Kjell.«

Kjells Kopf ruckte zur Seite wie der Schädel eines Falken, der aus den Augenwinkeln ein Beutetier entdeckt hatte. Er erwiderte den Gruß nicht, nickte lediglich steif und fixierte stattdessen Ciaran, die Miene zu einer Maske erstarrt.

»Was tun wir hier?«, verlangte er zu wissen. Er sah sich zu den Soldaten um und die Frage, was er von ihnen zu erwarten hatte, war ihm deutlich vom Gesicht abzulesen. »Wollt ihr mir eine Lektion erteilen?«

Ciaran zwang sich, die Unterstellung zu ignorieren, dass sie zu fünft über ihn herfallen könnten. »Du wolltest kämpfen. Und als guter Gastgeber erfülle ich deine Wünsche natürlich gern.« Aller Bemühungen zum Trotz fielen seine Worte bitter und spöttisch aus.

Auf Kjell hingegen schienen sie eine belebende Wirkung zu haben, denn auf einmal grinste er. Es lag nichts Freundliches in seinem Lächeln, lediglich Überheblichkeit und eine vage Zufriedenheit, als könnte er zum ersten Mal, seitdem sie sich begegnet waren, etwas mit Ciarans Verhalten anfangen.

»Dann lass uns anfangen«, erwiderte er selbstsicher.

»Nur, damit wir uns klar verstehen: Wenn du zu fliehen versuchst, fallen meine Freunde über dich her«, ermahnte Ciaran ihn. »In diesem Kampf geht es nicht um Leben und Tod, sondern um das, womit du so große Schwierigkeiten zu haben scheinst: Ehre.«

»Große Worte, Römer.« Feixend scharrte Kjell ein wenig Schnee zur Seite. »Besonders, da du eine Rüstung trägst und ich nicht. Ist das deine Vorstellung von Ehre?«

Ciaran hatte mit diesem Vorwurf gerechnet. Er bedeutete Quintus, näher zu kommen und Kjell mit der Lederrüstung zu helfen, die sie für ihn mitgebracht hatten. Manchmal wusste Ciaran nicht, was ihn wütender machte: die Selbstgerechtigkeit Kjells oder die Tatsache, dass er ihn offensichtlich für dumm hielt.

Während Kjell sorgfältig die Rüstung prüfte und schließlich anlegte, spürte Ciaran, dass er sich mehr und mehr in dem abwesenden und gleichzeitig hochkonzentrierten Geisteszustand verlor, in den er immer vor einem Kampf geriet.

Darin lag eine Gefahr, denn normalerweise schlug er sich nur mit gesunden, gleichwertigen Gegnern, die sich ihrer Haut wehren konnten. Er würde achtgeben müssen, dass er sich in der Hitze des Gefechts nicht vergaß.

Stumm betete er zu Mars Ultor, dass er die Entscheidung, Kjell zu fordern, nicht noch vor der Dämmerung bereuen musste. Anschließend trat er an die Umzäunung und ließ sich von Gwydion die stumpfen Kurzschwerter reichen, die er für diesen Kampf ausgewählt hatte. Dann kehrte er auf den Platz zurück. Stumm hielt er Kjell beide Waffen hin, damit er seine Wahl treffen konnte.

Eine tiefe Falte bildete sich auf Kjells Stirn, als er mit dem Finger über eine der schlichten Klingen fuhr. »Mit solchen Messern schlachtet man bei uns zu Hause allenfalls die Ziegen. Habt ihr keine richtigen Schwerter?«

Mit dieser Äußerung trieb Kjell Ciaran über die brüchige Grenze seiner Selbstbeherrschung. Er war es leid. Diese Arroganz, die Selbstgefälligkeit, die versteckten Beleidigungen.

Vor ihm stand ein Mann, dessen Volk kaum wusste, wie man sich über den Winter brachte, dessen handwerkliches Geschick weit hinter dem der Römer zurückstand und das in Sachen Kunst und Kultur vollkommen unbedarft war. Wie Tiere lebten sie in ihren Hütten, hatten nie von solch basalen Dingen wie Zahnpflege oder Teppichen gehört und dennoch spielte Kjell sich auf, als wäre er Ciaran überlegen.

Kjell wollte einen richtigen Kampf? Gut, er sollte ihn bekommen.

»Silvius! Hol mein Breitschwert und besorg auch eines für diesen Angeber hier«, bellte Ciaran über den Platz. Dass seine Freunde sich halb überraschte, halb besorgte Blicke zuwarfen, übergang er geflissentlich.

»Ciaran, ist dir bewusst, dass...«, begann Silvius vorsichtig, doch Ciaran unterbrach ihn. »Ja, mir ist bewusst, dass es geschliffen ist. Hol es!«

In seinem Zorn bemerkte er erst mit Verspätung, dass sich Kjells Gesichtsausdruck verändert hatte. Die Herablassung war aus seinen Zügen verschwunden und hatte milder Neugier Platz gemacht. »Du beherrscht das Breitschwert?«

»Was dagegen?«, fauchte Ciaran.

»Nun«, erwiderte Kjell ernst. »Es ist ungewöhnlich für einen Römer. Ihr versteckt euch doch sonst so gern hinter euren Schildwällen.« Er musterte seinen Gegner von oben bis unten. »Zumindest scheinst du kein Feigling zu sein.«

Es dauerte nicht lange, bis Silvius mit Ciarans aufwendig verzierter Klinge und einem etwas schlichteren Breitschwert, das dennoch ordentlich geschmiedet war, zurückkehrte. Besorgt wandte er sich an Ciaran, als er ihm die Waffen reichte. »Ich weiß, dass ich dich nicht davon abbringen kann. Aber denk dran, dass niemandem geholfen ist, wenn einer von euch ernstlich verletzt wird. Es wäre wirklich klüger, bei den *Gladii* zu bleiben.«

»Werden wir aber nicht«, gab Ciaran zurück und wog das Gewicht der Klengen in der Hand.

Schnell stellte er fest, dass das zweite Breitschwert nicht so gut ausbalanciert war wie sein eigenes, aber er würde eher in die Unterwelt fahren, als Kjell erneut die Wahl zu überlassen. Seine Klinge führte niemand außer ihm selbst.

Kühl drückte er seinem Gegner das für ihn bestimmte Schwert in die Hand und trat zwei Schritte zurück. Er beobachtete, wie Kjell die Klinge nun seinerseits einer Prüfung unterzog. Sie wirkte zu schwer in seinen Händen, zu groß für seinen mageren Körper. Als er sie jedoch mit festem Griff umschloss, um sie in die Senkrechte zu bringen, erkannte Ciaran auf den ersten Blick, dass er diese Bewegung Tausende Male ausgeführt haben musste und nicht im Mindesten überfordert war.

Sie wechselten ein finsternes Lächeln. Kjell spuckte in den Schnee. Ciaran rollte mit den Augen.

Angestachelt von der Frustration der letzten Tage gingen sie wie auf ein unsichtbares Zeichen hin zeitgleich aufeinander los. Ein Klirren ließ die Luft erbeben, als ihre Waffen zum ersten Mal aufeinandertrafen. Kjell bewies innerhalb von wenigen Augenblicken, dass er nicht unterschätzt werden durfte. Ciaran war schleierhaft, woher er die Kraft nahm, die schwere Klinge so flüssig zu führen, als hätte sie kaum ein Eigengewicht.

Schnell zeigte sich, dass der Kampf ausgeglichener war, als Ciaran anfangs vermutet hatte. Was Kjell an Ausdauer und Körperkraft fehlte, machte er mit Schnelligkeit und Wut im Bauch wett. Seine Erfahrung verschaffte ihm einen zusätzlichen Vorteil, der jedoch von Ciarans Größe, Reichweite und überlegener Verfassung aufgehoben wurde.

Ein wuchtiger Schlag, den Ciaran nur abfangen konnte, indem er den eigenen Angriff abbrach, machte deutlich, dass es keinen Grund für vornehme Zurückhaltung gab. Befreit von seinen Gewissensbissen bewegte er sich in einer schnellen Schrittfolge um Kjell herum, duckte sich unter der niedersausenden Klinge hinweg und zielte auf den ungeschützten Rücken seines Gegners. Er wunderte sich nicht, dass Kjell ihm augenblicklich auswich und seinerseits versuchte, ihn mit einem Tiefschlag gegen die Knie von den Beinen zu reißen.

Der Schnee schmolz unter ihren Füßen, während sie sich über den Platz bewegten, wobei Ciaran in seinen Stiefeln ebenso trittsicher war wie Kjell, der es offensichtlich gewohnt war, barfuß auf Schnee und Eis zu kämpfen.

Es dauerte allerdings nicht lange, bis Kjell erste Anzeichen von Erschöpfung zeigte und ihm das Schwert zunehmend schwerer in der Hand zu liegen schien. Der Abstand zwischen seinen Schlägen nahm zu. Ab und zu trat er einen Schritt zurück und maß Ciaran mit einem langen Blick, nur um kaum merklich zu nicken. Dann fiel es Ciaran schwer, ein siegessicheres Lächeln zu unterdrücken. Er war überzeugt, dass Kjell das Ende seiner Kräfte erreichte und sein Mienspiel in erster Linie dazu diente, darüber hinwegzutäuschen, dass er Atem schöpfen musste.

Nichtsdestotrotz empfand Ciaran Respekt für Kjells Verbissenheit, Geschick und dafür, dass es ihm gelungen war, so lange durchzuhalten. Das bedeutete jedoch nicht, dass er sich von gespielter Erschöpfung in Sicherheit wiegen lassen würde. Wenn Kjell glaubte, dass Ciaran mit solchen Kniffen beizukommen war, unterschätzte er ihn.

*So, wie du ihn unterschätzt hast?*, spottete eine leise Stimme in seinem Kopf.

Für ein Gefecht war das ein reichlich unpassender Gedanke und doch konnte er sich ihm nicht entziehen. Er war sich seines Sieges so sicher gewesen, dass er sich am liebsten gar nicht erst auf den Kampf eingelassen hätte. Aus falscher Rücksichtnahme, wie er nun wusste. Obwohl sie sich redliche Mühe gegeben hatten, war es keinem von ihnen gelungen, dem anderen auch nur einen Kratzer zuzufügen. Ciaran konnte nicht anders: Er war beeindruckt.

Entschlossen, den Kampf zeitnah zu beenden, hielt er sein Schwert gerade vor sich, bereit, den vielleicht letzten Angriff abzufangen. Ein Pferd im nahen Stall wieherte, doch er zuckte nicht mit der Wimper, sondern starrte Kjell nur stumm an und forderte ihn wortlos auf, sich auf ihn zu stürzen.

Als Kjell endlich auf ihn losging und ihn mit einer schnellen Folge Schwert-hiebe eindeckte, lächelte Ciaran wirklich. Genau, wie er vermutet hatte, besaß Kjell zwar nicht mehr allzu viel Kraft, aber immer noch deutlich mehr, als er ihn hatte glauben machen wollen.

Noch einmal trafen sich ihre Klingen in der Luft, schmetterten aufeinander wie zwei Blitze am Nachthimmel, die sich miteinander verbanden und gemeinsam zu Boden fuhren. Entschlossen lehnte sich Ciaran nach vorn und zwang Kjell, es ihm gleichzutun, wenn er nicht das Gleichgewicht verlieren wollte. Sie standen so dicht voreinander, dass Ciaran den Atem seines Gegners auf seinem Gesicht spüren konnte.

Aus einem Impuls heraus zwinkerte er Kjell zu. Er wollte ihn wissen lassen, dass er seine List durchschaut hatte. Kjell grinste unter dem Gewirr seines struppigen Bartes.

Mit einem Kreischen glitten die Schwerter aneinander ab. Winkel und Neigung verrieten, dass es Kjell war, der als Erstes den Halt verlieren würde.

Ciaran starrte über das Kreuz der Klingen hinweg in das Gesicht seines Gegners. Kjells Augen waren so hell, wie er sich das Eismeer vorstellte. Ihre Blicke verhakten sich ineinander, als würden sie über sie einen weiteren, mindestens ebenso wichtigen Kampf führen.

Dann glitt Kjells Breitschwert weiter ab. Er verzog das Gesicht, als er ein paar Fingerbreit an Boden verlor.

Ciaran nahm zum ersten Mal wahr, dass ihre Zuschauer sie anfeuertem und lachten. Er hörte Gwydions helles Gelächter und auch Tiberius' Grollen heraus. Sie wussten genauso gut wie er, dass Kjell besiegt war. Er hatte nur noch nicht aufgegeben.

Ein letztes Mal spannte Ciaran die Muskeln in den Oberarmen an und drückte Kjell langsam das Breitschwert aus der Hand. Er sah, wie dessen Finger bebten und sich zu öffnen begannen, aber noch bevor die Klinge im Schnee landete, zerrissen plötzlich lodernde Schmerzen Ciarans Unterleib. Die Luft wurde ihm aus den Lungen getrieben, als seine eigene Waffe neben Kjells zu Boden fiel und in einem Berg aufgewühlten Schnees liegen blieb.

Keuchend krümmte Ciaran sich zusammen und hielt die Arme vor den Unterleib. Er hatte das Knie nicht kommen sehen und auch nicht damit gerechnet. Jenseits des Schmerzes wurde ihm klar, in welcher brenzligen Lage er sich auf einmal befand. Wenn Kjell jetzt ein weiteres Mal zum Schwert griff, konnte er es ihm an die Kehle setzen, bevor seine Freunde begriffen, was vor sich ging.

Gepresst schnappte Ciaran nach Luft und spürte, wie Kjell an ihn herantrat. Durch einen dichten Nebel aus Schmerzen hörte er dessen leise Worte: »Da wären wir also, Römer. Vermutlich hältst du mein Verhalten für unehrenhaft. Aber auf dem Schlachtfeld gibt es nur Sieger und Tote. Es kommt nicht darauf an, wie man gewinnt, sondern nur darauf, dass man am Ende noch aus eigener Kraft gehen kann. Du solltest mir dankbar sein. Vielleicht rettet dir diese Lektion eines Tages das Leben, denn kein Germane wird sich um deine Ehre scheren, wenn er sein Land verteidigt.«

Nicht nur, dass sengende Flammen seinen Unterleib verbrannten und er sich verzweifelt fragte, ob er eine Verletzung davongetragen hatte – eine, die ihn in seinem Liebesleben beeinträchtigen würde –, nun fühlte sich Ciaran zu allem Überfluss auch noch wie ein Narr. Er hatte den Kampf gewonnen geglaubt und im letzten Augenblick den sicheren Sieg verschenkt. Wie ein Kind musste er sich belehren lassen und zu seiner Schande auch noch eingestehen, dass Kjell recht hatte. Nach Ciarans Verständnis war er selbst der Sieger, doch auf einem Schlachtfeld wäre er nun tot.

Die finstere Erkenntnis ließ eine Spur verloren geglaubter Kraft in ihm hochkochen. Fest kniff er die Augen zusammen und lauschte auf Kjells Atem, darauf, ob er sich nach seinem Schwert bückte – was er nicht tat – und auf die schnellen Schritte seiner Freunde, die sich ihnen näherten.

Den Schmerz ignorierend richtete sich Ciaran abrupt auf und rammte seinem Gegner die Faust in den Magen. Als Kjell sich seinerseits japsend zusammenkrümmte, schlug er ein zweites Mal zu und fegte ihn mit einem Hieb unter den Kiefer von den Füßen.

»Versuch nicht, mich eine Lektion zu lehren, die du dir selbst noch nicht zu eigen gemacht hast«, brachte Ciaran mühsam hervor, bevor er sich neben Kjell in den Schnee zurücksinken ließ. Die Schwerter ruhten vergessen neben ihnen.

## Kapitel 12

Das Leder roch gut. Die dunklen Nähte waren so gleichmäßig gearbeitet, wie Ciaran es von Deborahs Handarbeiten daheim gewohnt war. Umsichtig prüfte er jedes Paar Beinlinge, besonders das Gesäß und die Naht zwischen den Oberschenkeln, da diese beim Reiten am meisten litt. Ein leichtes Brennen in seinem Unterleib erinnerte ihn daran, dass er sich heute dennoch nicht allzu wohl auf einem Pferd fühlen würde. Er hatte sich seit dem Kampf am Vortag einige Male nur mit Mühe davon abhalten können, seine warme Bettstatt zu verlassen und sich einfach bäuchlings in den Schnee zu werfen.

Er musste grinsen. Zufrieden ließ er eine Hand nach innen gleiten und tastete über das glatte Leinen.

»Hervorragende Arbeit.« Ciaran bemühte sich, jedes Wort sorgfältig auszusprechen, damit Thorgen ihn verstand.

Der Schneider nickte huldvoll wie jemand, der es gewohnt war, für seine Arbeit gelobt zu werden. Er begann, die über dem Arbeitstisch ausgebreiteten Beinlinge zusammenzulegen. Beim letzten Paar hielt er inne und sah Ciaran fragend an. »Tragen? Können zogen in Raum drüben.«

»Ja, das wäre gut. Es ist wirklich kalt draußen.«

Ein jugenhaftes Kichern löste sich aus der Kehle des Alten. »Weich und empfindig wie nackter Schaf... Römer, brauche mehr Speise, mehr Frau, mehr Holz. Winter kommst mehr und Skadi Zorn.«

Mühsam brachte Ciaran die Worte in seinem Kopf in die richtige Reihenfolge. Als er ihren Sinn begriff, war er beinahe beleidigt, dass der Schneider ihn für zu weich und verwöhnt für den germanischen Winter hielt. Thorgen hatte gut reden. Immerhin trug er im Gegensatz zu Ciaran mehrere Schichten warmer Kleidung.

Aber ganz unrecht hatte er nicht: Auch in Rom wurde es im Winter kühl, jedoch nie so beißend kalt wie hierzulande. Selbst wenn der Frost einmal etwas grimmiger zuschlug, musste Ciaran hinter den massiven Wänden seines Anwesens nicht darunter leiden. Insofern konnte man durchaus davon reden, dass er zu *weich* für den germanischen Winter war.

Unwillkürlich musste er an Kjell denken und sich grimmig eingestehen, dass er zunehmend Verständnis für ihn aufbringen konnte. Immerhin war es Kjell, der tagtäglich vorgeführt bekam, wie groß der Unterschied zwischen ihnen war. Es war eines, in einer schmutzigen Baracke gefangen gesetzt zu sein. Doch jeden Tag daraus befreit zu werden und für ein paar Stunden die Annehmlichkeiten des Lebens zu genießen, nur um anschließend wieder verbannt zu werden... Ganz zu schweigen davon, dass er sich nicht wie die anderen Mitglieder seines Volkes gegen den ihm vertrauten Winter schützen konnte. Ciaran schüttelte den Kopf.

Der Rat, viel zu essen, das Feuer anzuheizen und sich jemanden zu suchen, der ihm nachts die Knochen wärmte, klang in seinen Ohren nach einem guten Weg, der Kälte Herr zu werden. Einzig das Geschlecht des Bettgefährten fand er diskussionswürdig.

Zudem stolperte er über ein Wort in Thorgens Ansprache. »Skadi?«, wiederholte er fragend.

Thorgen runzelte die Stirn, als würde er sich über die Unwissenheit seines Gastes ärgern. Als er jedoch zu einer Erklärung ansetzte, klang er wie ein wohlwollender Vater, der seinen Sohn an seiner Lebensweisheit teilhaben ließ. »Skadi... Hohe Frau...« Er tippte sich mit dem Zeigefinger an die Unterlippe. »Jägerin und Herrin von Winter. Schnee und Frost Skadis... Skadis... Kinder.«

Ciaran begriff. »Wir kennen diese Göttin ebenfalls. Wir nennen sie nur Diana.« »Mächtig Frau«, betonte der Schneider ehrfürchtig.

Ciaran widersprach ihm nicht, auch wenn er seine Meinung nicht teilte. Diana war in seinen Augen keine allzu mächtige Göttin. Ihr Wirkungskreis berührte das Leben eines Städtlers kaum. Ciaran ging nie auf die Jagd. Da man in ihren Breiten schon vor Jahrhunderten dazu übergegangen war, Nutztiere zu züchten, war durch die Wälder zu streifen und sich Jagdglück zu erhoffen, mehr Vergnügen als Notwendigkeit. Dass die Macht über Blitz und Regen, Eis und Schnee seiner Meinung nach einzig bei Jupiter, dem Göttervater, lag, ließ er ebenfalls unter den Tisch fallen.

»Ich gehe nach hinten und ziehe die Beinlinge an«, erklärte Ciaran. Am liebsten hätte er sich in aller Schnelle vor den Augen des Schneiders umgezogen, aber wenn er von Kjell eines gelernt hatte, dann, dass die Germanen ein sehr merkwürdiges Verhältnis zur Nacktheit hatten. Sie zeigten sich nicht gerne unbekleidet und schienen sich auch nicht an der Schönheit eines anderen Leibs zu erfreuen.

*Was für eine trostlose Welt*, spottete Ciaran innerlich und verschwand hinter einem schweren Vorhang, der einen kleinen Nebenraum mit Schlafnische verbarg. Rasch entledigte er sich seiner Stiefel und schlüpfte in die warmen Hosen. Es fühlte sich ungewohnt an, wie der Stoff über seine nackten Beine glitt. Auch die Berührung mit seinen dank eines gewissen Germanen empfindlichen Hoden empfand er als irritierend.

Steckte man die Tunika ins Innere der Hose oder ließ man sie darüber fallen? Und was machte man mit den Stiefeln? Warf man die Beinlinge darüber oder stopfte man sie in den Schaft hinein? Am Ende entschied er sich, die Tunika über die neue Hose fallen zu lassen, aber die Stiefel unter dem schweren Material zu verbergen.

Als er in den Hauptraum zurückkehrte, hatte der Schneider die restlichen Beinlinge bereits zusammengelegt und mit einer Schnur aus geflochtenem Stroh umwickelt. Lächelnd ging Ciaran auf ihn zu und griff nach der Börse an seinem Unterarm. »Wie gesagt, hervorragende Arbeit.«

Thorgen grinste schief und verbeugte sich, als Ciaran ihm einen Stapel Silbermünzen in die Handflächen fallen ließ. Seine Augen weiteten sich, als er bemerkte, dass Ciaran einen großzügigen Betrag auf den vereinbarten Preis aufgeschlagen hatte. Er neigte den Kopf, bevor er die Münzen rasch in seine Lederbörse stopfte.

Im Stillen hoffte Ciaran, dass das zusätzliche Silber die Zunge des Schneiders etwas lockern würde. Nachdem sie sich über ihre Gottheiten ausgetauscht hatten, war ihm der Gedanke gekommen, dass Thorgen genau der richtige Mann sein könnte, um etwas mehr über seinen störrischen Schutzbefohlenen in Erfahrung zu bringen, angefangen bei der Frage, was genau es mit dem Mal auf seiner Brust auf sich hatte.

Optus hatte ihm zwar erklärt, dass es sich bei der Brandwunde um ein Symbol für Kjells Verbannung handelte, damit er sich nie wieder in die Sicherheit einer germanischen Sippe schleichen konnte. Aber welche Verbrechen wurden derart streng geahndet?

Waren sie vielleicht der Grund für den unbändigen Zorn, der Kjell in ihrem mehr oder minder freundschaftlichen Schlagabtausch angetrieben hatte? Der Tritt in den Unterleib war zweifelsohne unehrenhaft gewesen. Ein anständiger Mann hätte nie zu solchen Mitteln gegriffen und sie dadurch beide gedemütigt. Obwohl Kjell dafür weder Mitleid noch Respekt verdient hätte, breitete sich beides in Ciaran aus. Mitleid, weil er sich für die Gefangenschaft nur auf die niedrigste Art rächen konnte und Respekt, weil ihm Kjells Mut und Gewandtheit, mit der er seiner körperlichen Schwäche zum Trotz das Schwert führte, imponiert hatte.

Und nun wollte er wissen, was ein solcher Krieger verbrochen haben musste, um von den eigenen Leuten verstoßen zu werden.

Er räusperte sich. »Thorgen, ich würde dir gern eine Frage stellen. Über dein Volk.«

Sofort verdunkelte sich der Gesichtsausdruck des Schneiders und er nahm eine abwehrende Körperhaltung ein. »Kein Liebe zwischen Rom und Stämmen. Kein Verrat nicht.«

Ciaran nickte nachdenklich. So etwas hatte er erwartet.

Thorgen mochte dank der Soldaten aus *Castra Vetera* gutes Geld verdienen, aber das bedeutete kaum, dass er sich seinem Volk nicht länger verbunden fühlte. Auch war Ciaran sicher nicht der Erste, der Fragen stellte. Er konnte sich nicht vorstellen, dass Tertius Optus bei seinem Versuch, die germanische Lebensart zu ergründen, ausgerechnet die Händler und Handwerker auf dem Marktflecken ausgespart hatte.

In einer Geste des Friedens hob er die Arme und präsentierte seine offenen Handflächen. »Ich weiß, dass unsere Völker zurzeit kein gutes Verhältnis zueinander haben. Doch ich frage nicht um meinetwillen oder für Rom, sondern

wegen eines jungen Germanen, der in meine Obhut gegeben wurde.« Das Misstrauen in Thorgens Blick blieb bestehen, aber wenn Ciaran sich nicht irrte, entspannte er sich etwas. »Er trägt eine Narbe über dem Herzen, ein Brandmal. Ich würde gerne wissen, was es damit auf sich hat.«

Noch während Ciaran auf die Stelle seiner Brust deutete, an der bei Kjell das Brandmal prangte, vollführte Thorgen mit weit aufgerissenen Augen eine hektische Geste. Sie ähnelte dem Handzeichen, mit dem man sich vor bösen Geistern schützte.

*Er hat Angst*, dachte Ciaran überrascht.

Thorgens Blick huschte durch die Kate, als suche er nach einem Fluchweg. Dann zeichnete er ein zweites Mal das Schutzzeichen in die Luft. »Nicht sehen Germanen. Du nicht treffen ihn.« Er hustete und griff sich an die Kehle. »Fluch. Hohe Herren Fluch. Schweres Böse.«

Ein Schauer lief Ciaran über den Rücken, konnte er Thorgens Unruhe doch fast am eigenen Leib spüren. Unangenehm berührt trat er von einem Fuß auf den anderen. »Ein Fluch? Keine Strafe? Mir wurde gesagt, dass das Zeichen für die Verbannung aus seiner Sippe steht.«

Thorgen leckte sich über die spröden Lippen. »Fluch ist Strafe. Strafe ist Fluch. Großes Übel. Fernbleibt von Menschen und Volk. Götter sprechen durch *Wala*. Böse, böse.«

»Durch... *Wala*?«

»Ist Seherin... Priesterin.«

»Und diese Priesterin hat ihm die Strafe auferlegt? Oder einen Fluch, um ihn zu bestrafen? Weil er etwas Schlimmes getan hat?«, reimte Ciaran sich zusammen. »Welche Verbrechen rechtfertigen eine so schwere Strafe?« Er konnte sich nicht vorstellen, welche Ungeheuerlichkeit Kjell begangen haben sollte, dass die sonst wenig zimperlichen Germanen einen göttlichen Fluch auf ihn herab beschworen.

Eine Mischung aus Abscheu und rechtschaffenem Zorn zeigte sich auf Thorgens Gesicht. »Saft von böse Pflanze tötet Mann in Sippe. Jemand töten Kinder. Oder...« Er würgte angewidert. »Lästern Hohe Frau Frigg.«

Giftmord. Natürlich. Für die stolzen Germanen musste es ein Frevel sein, einen Feind hinterrücks zu töten. Der Mord an einem Kind. Fraglos etwas Grauenvolles, Menschenunwürdiges, das die härteste aller Strafen verdiente.

Die zuletzt aufgezählte Verfehlung sagte Ciaran nichts. Dass Thorgen mit *Hohe Frau* eine Göttin meinte, war ihm inzwischen klar, aber wer war Frigg und wofür stand sie ein?

Vorsichtig hakte er nach. »Was bedeutet es, Frigg zu lästern?«

Ekel stand Thorgen ins Gesicht geschrieben, als er wütend ausspuckte: »Hohe Frau Frigg sein Leben. Kinder. Treu. Bund zwischen Mann und Frau.«

Um ein Haar hätte Ciaran die Augen verdreht. Das klang für seinen Geschmack viel zu sehr nach den Reden, die Augustus in letzter Zeit schwang. Eine Welle von Mitgefühl ergriff von ihm Besitz und wusch ein paar unangenehme Gedanken und Szenarien bezüglich des Brandmals fort.

Kjell mochte etwas mager sein, aber mit seinen männlichen Zügen und seinem weich geschwungenen Mund war es ihm sicher leichtgefallen, die Frau eines anderen Mannes für sich zu begeistern. Oder war er selbst den Bund der Ehe eingegangen und hatte hinterher bei einer anderen Frau gelegen?

Ciaran würde die wahren Hintergründe nie erfahren. Kjell würde sich bestimmt eher die Zunge abbeißen, als ihm von seinen Verfehlungen zu erzählen. Eine Frage blieb jedoch bestehen: »Ist es bei deinem Volk üblich, Ehebruch so hart zu bestrafen?«

Fragend legte der Schneider den Kopf schief und wiederholte leise das Wort *Ehebruch*. Aus seinem Mund klang es fremdartig und holprig. Ciaran begriff, dass der alte Mann nichts damit anfangen konnte.

»Ehebruch ist, wenn man mit einer Frau verheiratet ist, aber trotzdem mit einer anderen das Lager teilt. Oder wenn man jemandem seine Aufwartung macht, der bereits vermählt ist«, erklärte er.

Ein paar Augenblicke schwieg Thorgen und dachte nach. Dann hob er abwehrend die Hand. »Nein. Das klären wie Männer. Mit Schwert und Axten. Lästern Frigg sein... anders.«

Nun war Ciaran vollends verwirrt – und gleichzeitig stieg eine dunkle Ahnung in ihm auf, die er jedoch am liebsten mit Waffengewalt ferngehalten hatte. »Wie... anders?«

Thorgen warf ihm einen düsteren Blick zu und spuckte ins Stroh zu ihren Füßen. »Ist wenn... Mann und Mann teilen Lager.«

Ciaran wurde kalt.

\*\*\*

Mit schmalen Lippen tastete Kjell nach seinem Magen. Er hatte gekämpft, wie man es ihn gelehrt hatte – mit Schwert und Verstand. Es gab keinerlei Grund, sich schlecht zu fühlen oder zu hinterfragen, ob der Tritt am Ende nötig gewesen war. Trotzdem konnte er das Unbehagen nicht abstreifen. Er unterdrückte ein Ächzen. Er hatte Ciarans Faust nicht kommen sehen, nicht mehr mit Gegenwehr gerechnet, wenn er ehrlich war. So viel Standfestigkeit hatte er Ciaran nicht zugetraut, nachdem er ihm das Knie zwischen die Beine gerammt hatte.

Kaum, dass sie wieder auf den Beinen gestanden hatten, hatte Ciaran ihn von Silvius zurück in die Baracke bringen lassen. Ohne ihn vorher ins Zelt zu bitten und zu verköstigen. Kjell konnte sich kaum darüber beschweren.

Doch merkwürdigerweise fiel es ihm nun, da er eine Woche lang reichhaltige Speisen erhalten hatte, schwerer denn je, den Hunger zu ertragen. Seine Eingeweide krampften und wollten sich selbst verzehren.

Er verfluchte sich. Was, wenn Ciaran nun genug von ihm hatte und den direkten Befehl des Legaten missachtete? Er würde verhungern. Da wäre es klüger gewesen, sich in Ciarans Klinge zu werfen. Es wäre keine Schande gewesen, unter seinem Schwert zu sterben.

Die Römer, mit denen er früher in den Hilfstruppen zu tun gehabt hatte, waren allesamt mäßige Kämpfer gewesen. Das war nicht weiter überraschend, sahen die römischen Taktiken es doch gar nicht erst vor, sich im Kampf Mann gegen Mann zu beweisen. Stattdessen verkrochen die Legionäre sich hinter einem Wall aus hohen Schilden und stachen mit ihren Kurzschwertern darüber hinweg auf ihre Gegner ein. Diese Methode war zweifellos effektiv und brachte ihnen Siege ein, aber sobald sie aus ihrer Formation herausgezwungen wurden, waren sie langsam, schwerfällig und unfähig, sich zu verteidigen, da sie ihre Waffen nie richtig zu beherrschen gelernt hatten.

Ciaran aber hatte unter Beweis gestellt, dass es sehr wohl Römer gab, die kämpfen konnten. Zudem hatte er die Wahl der Waffen aufgegeben, nur um eindrucksvoll zu beweisen, dass er das Breitschwert nahezu meisterhaft beherrschte. Es mochte ihm an Erfahrung in der Schlacht mangeln, aber das Schwert führte er mit einer Kraft und Beweglichkeit, die ihresgleichen suchte. Kjell war nicht überzeugt, ob er ihn unter ausgeglichenen Bedingungen besiegen könnte, und fragte sich, ob Ciarans Freunde, die ihr Kräftemessen beobachtet hatten, genauso fähig waren wie er.

Anfangs hatte er sich gefragt, ob sie ihn bestrafen wollten, weil er am Vortag mit seiner Freude, dass sich die Römer aus den Wäldern zurückzogen, nicht hinter den Berg gehalten hatte. Es wäre ein Leichtes für sie gewesen, gemeinsam über ihn herzufallen. Doch sie hatten lediglich zugesehen und auch dann nicht eingegriffen, als Ciaran zu Boden gegangen war. Er musste ihnen gesagt haben, dass er keine Einmischung wollte.

Dafür – und für so manches andere – schuldete Kjell Ciaran Respekt. Er mochte nicht von Herzen kommen, aber vielleicht reichte er als Grundlage, um miteinander auszukommen.

Kjell tastete nach seinem Kiefer und berührte die Stelle, an die Ciaran seinen Schlag platziert hatte. Ein schwacher Sonnenstrahl fiel durch das Fenster und erhellte einen schmalen Streifen Stroh. Stroh, das sauber und wohlriechend war, weil Ciaran dafür gesorgt hatte. Vielleicht hatte er sogar jemanden dafür bezahlt, genau wie er stets die Botenjungen bezahlte, die ihnen das Essen brachten. Dabei war Kjell für ihn nichts weiter als ein Gefangener, ein Ärgernis, ein Taugenichts und nicht zuletzt ein Feind.

Die Erkenntnis kam wahrscheinlich zu spät, aber Ciaran hatte ihm die Hand entgegengereckt. Kjell hatte es nur nicht sehen können – oder wollen. Wenn ihn die Götter weiterhin bestrafen wollten, würde er nun den bitteren Preis für seine Sturheit zahlen.

## Kapitel 13

Ciaran fühlte sich taub. Er atmete, er bewegte sich, er aß und trank, nahm jedoch kaum etwas davon wahr. Tausend Überlegungen jagten durch seinen Kopf.

Instinktiv ging er noch langsamer als üblich, während er mit dem hinkenden Kjell in Richtung seines Zelttes schritt. Furcht lauerte in seinem Nacken. Nein, keine Furcht, mehr ein namenloses Entsetzen und ein paar hässliche Fragen, denen er sich nicht stellen wollte.

Ruckartig drehte er den Kopf und sah den Gefangenen von der Seite an. Kjell trug einen majestätischen Bluterguss am Kinn, bewegte sich um einiges schwerfälliger als am Vortag und wirkte sehr blass. Am augenfälligsten aber war die Veränderung seines Auftretens. Er glühte nicht länger bei jedem Atemzug vor Ablehnung und wich forschenden Blicken beinahe scheu aus.

Ciaran leckte sich über die trockenen Lippen. Thorgens Worte hallten immer noch in ihm wider. Drei Ungeheuerlichkeiten waren ihm genannt worden. Und so sehr er sich auch bemühte, eine davon mit Kjell in Verbindung zu bringen, wollte es ihm nicht gelingen.

Der Mord an einem Kind. Ein Teil von ihm wollte diese Möglichkeit nicht ganz außer Acht lassen, denn er hatte in der Vergangenheit gelernt, dass man sich auf wenig verlassen konnte, wenn Germanen im Spiel waren. Auch wenn sie alle den Weisungen der Götter folgten, unterschieden sich die germanischen Gottheiten doch so stark von den römischen, dass es Ciaran schwerfiel, ihren Einfluss richtig einzuschätzen.

Aber wenn er Kjell ansah, konnte er sich nicht vorstellen, dass er willentlich ein Kind getötet hatte. Da war es noch wahrscheinlicher, dass jemand anderes einen kleinen Jungen oder ein kleines Mädchen umgebracht hatte und Kjell schlicht zu Unrecht bestraft worden war.

Auch beim zweiten Verbrechen hielt Ciaran eine falsche Verdächtigung für die einzige mögliche Erklärung: Er hatte Kjell kämpfen sehen. Es war ausgeschlossen, dass ein Mann wie er zu Gift griff. Er hatte es schlicht nicht nötig, einen so feigen Ausweg zu wählen. Zudem hatte die Begegnung mit Thorgen Ciaran verdeutlicht, wie die Germanen ihre Konflikte lösten: im offenen Schlagabtausch, der zwar wenig mit den Feinheiten römischer Rechtsprechung zu tun hatte, aber auf erfrischende Weise ehrlich war.

Das dritte Verbrechen aber...

Erneut fixierte Ciaran seinen Begleiter aus den Augenwinkeln. Kjell sah zu Boden und tat schweigend einen Schritt nach dem anderen; gefesselt durch die massiven Ketten, die jedes Stück des Weges zur Kraftanstrengung machten.

Selbst wenn Ciaran akzeptierte, dass es sich bei der von Thorgen erwähnten Untat um ein Verbrechen handeln sollte – und dazu war er nicht bereit –, konnte er sich nicht vorstellen, dass Kjell sich in dieser Hinsicht etwas zuschulden hatte kommen lassen.

Noch nie war Ciaran einem Mann begegnet, der das eigene Geschlecht vorzog und es erfolgreich auf Dauer versteckt hatte. Sicher, die meisten Römer gingen ohnehin offen mit ihren Vorlieben um. Aber es gab auch Besucher aus fernen Landen, die ihre Leidenschaften zu verbergen suchten. Trotzdem gab es stets Anzeichen, die einem Kenner verrieten, mit wem er es zu tun hatte. Eine Hand, die bei der Begrüßung zu lange festgehalten wurde. Ein Blick, der über einen freien Oberkörper wanderte. Ein verstohlenes Nicken und Lecken der Lippen, wenn man sich in den Thermen begegnete. Blicke sagten so vieles, was die Zunge niemals ausdrücken konnte.

Kjell aber hatte sich stets von ihm abgewandt und angewidert den Kopf beiseite gedreht, wenn Ciaran sich umgezogen und dabei mehr Haut gezeigt hatte, als die Germanen als schicklich empfanden. Er konnte keiner von *ihnen* sein. Oder wollte Ciaran es nur nicht wahrhaben, weil es seine Eitelkeit verletzt hätte, wenn ausgerechnet ein Wilder seine oft gelobte Schönheit nicht bewundert hätte?

Er schämte sich, aber der Gedanke, dass Kjell vielleicht genau wie er selbst Männer liebte, ihm aber keinen einzigen Blick gegönnt hatte, beleidigte ihn. Noch nie hatte ihn jemand abgewiesen. Noch nie hatte er einen männerliebenden Mann getroffen, der sich nicht von ihm angezogen gefühlt hatte. Selbst verheiratete Männer, die sich aus den verschiedensten Gründen gegen ein Abenteuer sträubten, hatten am Ende ihren Weg zu ihm gefunden.

Nein, es konnte nicht sein. Durfte nicht sein. Doch gleichzeitig war diese Alternative das einzige der drei Verbrechen, für das Ciaran Kjell nicht verdammen würde.

Er musste sich eingestehen, dass es ihm seit dem Gespräch mit Thorgen längst nicht mehr ausschließlich um die Klärung der Frage ging, was für ein Mensch Kjell und warum er verstoßen worden war. Es ging Ciaran auch um sich selbst. Zu erfahren, dass die Germanen seine Vorlieben und Neigungen so streng verurteilten, dass sie über die Betroffenen eine so grausame Strafe verhängten, war für ihn ein Schlag ins Gesicht.

Nicht jeder im Römischen Reich schätzte Männer, die sich lieber mit dem eigenen Geschlecht vergnügten. Manches Mal gab es deswegen erbitterte Diskussionen oder böse Worte in den Tavernen, auf dem Forum oder auf Feierlichkeiten. Doch niemand in Rom wäre auf den Gedanken gekommen, einem anderen Mann das Recht zu nehmen, in dieser Angelegenheit seine eigene Entscheidung zu fällen.

Ciaran musste plötzlich an ein längst vergangenes Ereignis denken, das ihm und seinen Sehnsüchten den Weg geebnet hatte.

Ein heißer Tag hatte Roms Straßen in eine Wüstenlandschaft verwandelt. Aufgewirbelter Staub hatte das Atmen zur Qual gemacht. Man hatte sie früher aus der Akademie entlassen, nachdem zwei Kämpfer in der Hitze zusammengebrochen waren.

Silvius und er waren auf dem Weg zum Anwesen seines Vaters gewesen. Sie hatten darauf gebaut, dass Deborah sie mit Honigkuchen und im Brunnen gekühlter Ziegenmilch verwöhnen würde, wenn sie verschwitzt bei ihr ankamen. Lachend hatten sie ihre Pferde angetrieben, doch auch die Tiere hatten unter der Hitze gelitten und sich störrisch gezeigt.

Vermutlich hatte Ciaran es übertrieben und seinem Pferd ein paarmal zu oft die Fersen in den Bauch gerammt. Gerade, als sie einen schmalen Flusslauf überquerten, war es auf die Hinterbeine gestiegen und hatte ihn abgeworfen. Silvius war vor Lachen wortwörtlich vom Pferd gefallen und neben ihm im kühlen Nass gelandet. Wie kleine Kinder hatten sie getobt, während die Pferde nach dem Trinken Schutz im Schatten eines Olivenbaums gesucht hatten. Spielerisch hatten Silvius und er miteinander gerungen und versucht, sich gegenseitig unter Wasser zu drücken. Dann war die Stimmung umgeschlagen.

Bis heute wusste Ciaran nicht, was damals genau geschehen war. Auf einmal war Silvius ihm sehr nahegekommen und hatte ihn mit roten Wangen gefragt, ob er schon einmal jemanden geküsst hätte. Hatte er nicht. Aber es schien plötzlich eine gute Gelegenheit zu sein, es auszuprobieren. Unter den Weiden waren sie ans Ufer gekrochen und hatten ihre Neugier gestillt.

An diesem Tag war Ciaran erst spät auf das Anwesen zurückgekehrt und hatte Ärger mit seinem Vater bekommen, weil der ganze Haushalt in Sorge um ihn gewesen war. Er hatte dessen wütende Worte jedoch kaum gehört, sondern war wie auf Wolken in sein Zimmer geschwebt. In jener Nacht hatte er kaum geschlafen, sondern den mächtigen Zauber entdeckt, der seinem Körper innewohnte.

Danach waren Silvius und er öfter gemeinsam am Ufer gewesen – und später an manch anderem Ort. Sie waren auch nicht immer nur zu zweit gewesen. Erst später hatte sich gezeigt, dass Silvius auf Dauer die weichen Formen einer Frau vorzog, während Ciaran nichts mit den hübschen Sklavinnen seines Haushalts anzufangen wusste.

Nach Ansicht der Germanen gehörten sie beide anscheinend für diese Zeit, die sie in neugieriger Zweisamkeit verbracht hatten, verbannt und verflucht. Silvius, weil er seinen Horizont erweitert hatte und auf der Suche nach seinem wahren Selbst gewesen war. Ciaran, weil er sich für einen Weg entschieden hatte, der die Nordländer abstieß.

Was wäre aus ihm geworden, wenn Gaius Vergilius ihm kein Heim gegeben hätte? Was wäre geschehen, wenn seine keltische Mutter ihre schwere Krankheit überlebt hätte und mit ihm Richtung Norden gezogen wäre? Würde er dann heute ebenfalls eine Brandnarbe tragen, die jeden Menschen in die Flucht schlug, der sich ihm näherte und einsam durch die Wälder streifen? Würde er überhaupt noch leben? Oder hätte er sich bemüht, sich an die Vorstellungen der Nordländer anzupassen und seine Nächte mit einer Frau verbracht, obwohl er sich nach etwas ganz anderem sehnte?

Plötzlich tauchte sein schneebedecktes Zelt vor ihm auf. Ciaran war so in seine Überlegungen vertieft gewesen, dass er es nicht bemerkt hatte. Und auf einmal sah er es aus ganz anderen Augen. Es stand für eine Welt, in die er nur dank einer Laune des Schicksals hineingestolpert war. Möglicherweise hatten die Götter etwas Bestimmtes mit ihm vor oder vielleicht war er auch schlicht unter einem glücklichen Stern geboren worden, aber es fühlte sich mit einem Mal falsch an. Ganz so, als wäre ihm etwas in den Schoß gefallen, das ihm nicht gehörte.

Ärgerlich schob Ciaran den Berg aus unangenehmen Gedanken zusammen mit der Zeltplane beiseite. Er hatte eine Aufgabe zu erfüllen und sich seit dem Ausflug zum Schneider fest vorgenommen, Kjell offen zu fragen, für was er verurteilt worden war. Er wollte wissen, mit wem er es zu tun hatte. Immerhin gab es gewisse Werte, die er in Ehren hielt. Sollte sich herausstellen, dass es sich bei Kjell um einen Kindermörder handelte, so wollte er ihn nicht länger in seinem Zelt haben. Egal, was der Legat dazu sagte.

Ciarans Kehle fühlte sich rau an, als er einen Krug Wasser in den Kupferkessel über dem Feuer gab. Anschließend drehte er sich zu Kjell um, der am Eingang des Zeltes zurückgeblieben war.

»Willst du dort Wurzeln schlagen? Setz dich. Ich mache dir Wasser warm. Unser Mittagessen sollte auch bald hier sein.«

Nur zögernd trat Kjell näher; fast wie ein Hund, der ein paarmal zu oft geschlagen worden war. Auch hatte er den Kopf schiefgelegt und sah Ciaran an, als ob er irgendetwas von ihm erwartete, ohne sich sicher zu sein, ob es etwas Gutes oder etwas Schlechtes war.

Schließlich gab Ciaran das erhitzte Wasser umsichtig in eine Schüssel und bedeutete Kjell, sich zu bedienen. »Es ist warm genug, denke ich. Und keine Sorge, ich schaue nicht hin.«

Für diese Bemerkung erntete er ein finsternes Schnauben. Es war beinahe eine Erleichterung, ein Aufblitzen des alten Kjell wiederzusehen. Es verschwand jedoch sofort wieder. Stattdessen kam Kjell auf ihn zu und bot ihm mit sichtlichem Zögern die Hand an. »Der Kampf gestern war gut. Du beherrscht das Schwert besser als jeder andere Römer, dem ich bisher begegnet bin, Ciaran.«

Es war das erste Mal, dass Kjell seinen Namen aussprach. Ciaran war sich nicht sicher, ob es ihm unangenehm war oder nicht, dass Kjell ganz selbstverständlich die für ihn intimere Anrede wählte. Aber darüber wollte er sich in diesem Augenblick keine Gedanken machen; genauso wenig wie über die Tatsache, dass Kjells Worte auch durchaus als Beleidigung aufgefasst werden konnten.

Stattdessen erwiderte er Kjells festen Handschlag. »Und du hast weit mehr Kraft und Können bewiesen, als ich dir zugetraut habe. Auf dem Feld wäre ich tot gewesen.«

»Auf dem Schlachtfeld wärst du vermutlich nicht so dumm gewesen, deinen Gegner zu unterschätzen«, erwiderte Kjell mit einem Zucken um die Mundwinkel, das man fast als Lächeln deuten konnte. Nach diesem Satz entspannte er sich so offensichtlich, dass es Ciaran ins Auge stach.

*So einfach ist das?*, fragte er sich sowohl verwundert als auch angenehm überrascht. *Ein Kampf, ein Handschlag und alles ist gut?* Doch Ciaran war nicht so naiv zu glauben, dass dieser Frieden lange halten würde. Schon gar nicht, wenn er sich an seinen eigenen Plan hielt und sich beim Essen nach Kjells Geschichte erkundigte.

Vor Verwirrung vergaß er, den Blick abzuwenden, als Kjell sich eilig die Tunika über den Kopf zog und den Blick auf eine gerade Schulterpartie, eine viel zu schmale Taille und ein etwas knöchiges Gesäß freigab. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel zuckte Ciaran die Frage durch den Kopf, wie Kjell wohl aussehen würde, wenn er gut genährt wäre und ein paar Sommernachmittage an den Ufern des Tibers verbracht hätte. Erst dann erinnerte er sich an sein Versprechen und wandte den Kopf ab.

Er hörte, wie Kjell sich prustend das Gesicht wusch. Stumm machte Ciaran sich eine innerliche Notiz, spätestens am Ende dieser Woche mit dem Gefängnisaufseher zu sprechen, damit das Stroh in der Zelle erneut ausgetauscht wurde. Sonst würden diese morgendlichen Waschungen bald ihren Sinn verlieren. Außerdem war es wirklich an der Zeit, dass er Kjell die Möglichkeit gab, sich zu rasieren. Unter dem dichten Bart blieb kaum etwas von seinem Gesicht übrig.

Schweigend zog Ciaran eine dünne Klinge aus dem Gürtel, räusperte sich und schob sie vielsagend neben Kjell auf den Tisch. Ein langer Blick traf ihn, gefolgt von einem geradezu feierlichen Nicken. Kjell hatte verstanden. Und es ging um mehr als um die Kürzung seines Bartes.

Leichte Schritte näherten sich dem Zelt und ließen Ciaran aufblicken. In all der Aufregung hatte er vergessen, dass er heute noch nichts gegessen hatte. Nun, da sich endlich ihr Mittagessen näherte, knurrte sein Magen verhalten. In aller Eile nahm er die sorgfältig zubereiteten Speisen entgegen und begann, sie auf dem Tisch zwischen den Sitzkissen zu verteilen. Wie immer hatte er dafür gesorgt, dass eine Schale warmer, mit Honig gesüßter Grütze dabei war.

Er hatte den Eindruck, dass sie Kjell guttat. Außerdem gab es frisch gebratenes Wildbret, das einen köstlichen Duft verströmte und in dickflüssigem Saft schwamm. Zwei Ringe helles Brot sowie ein weiches, mit Kräutern versetztes Stück Käse und mehrere kleine, runzlige Äpfel rundeten das Mahl ab.

Ciaran rieb sich die Hände, als er bemerkte, dass neben den Speisen eine Karaffe verdünnten Weins und eine kleine verschlossene Tonflasche geliefert worden waren. Ein Essen ohne Wein konnte er sich kaum vorstellen und auch die winzige Flasche enthielt eine Spezialität, die er in letzter Zeit bitter vermisst hatte.

Sobald die Jungen fort waren, machte Ciaran es sich auf seinem Platz bequem und wartete, bis das charakteristische Geräusch der Klinge verstummte, die über ein raues Kinn schabte.

»Bist du fertig?«, fragte er und rückte die Tonbecher zurecht.

Kjell gesellte sich zu ihm. Auf einmal sah er um Jahre jünger aus als zuvor.

Ciaran senkte den Blick und schenkte ihnen ein. Er wollte Kjell nicht anstarren. Nicht seine erstaunlich schmalen Züge, nicht seinen Hals, an dem er sich einen Schnitt zugefügt hatte und aus dem dunkelrotes Blut quoll. Und schon gar nicht mehr. »Das Fleisch ist warm, aber ich weiß nicht, wie lange noch.«

Kjells Blick huschte mit einem gierigen Ausdruck zu den Speisen. Für einen Moment sah es beinahe aus, als hätte er die eigene Nacktheit vergessen, als nehme er nichts mehr wahr außer dem Essen. Doch dann zog er sich hastig die Tunika über und ließ sich so unvorsichtig auf ein Sitzkissen fallen, dass er mit seiner Fußkette fast den niedrigen Tisch umgerissen hatte.

Ciaran musste grinsen. »So schnell wird es nun auch wieder nicht kalt.« Mit einer Geste lud er seinen Gast ein, sich zu bedienen.

Wie erwartet griff Kjell sofort hastig nach der Grütze. Gierig tauchte er den Löffel hinein, während Ciaran etwas gesitteter ein Stück Brot abbrach. Anschließend nahm er die Tonflasche zur Hand und löste das Wachs an ihrer Öffnung. Kaum, dass er den Korken aus dem Flaschenhals entfernt hatte, stieg ihm ein vertrauter Duft in die Nase. Genießerisch seufzte er auf und beträufelte sein Brot mit der dunklen Flüssigkeit. Während er aß, beobachtete er Kjell, der ordentlich zulange und nach einer Weile von der Grütze zum Fleisch überging.

Plötzlich hielt Kjell inne und sog hörbar die Luft ein. »Was riecht hier denn so seltsam?« Seine Nasenspitze zuckte, als er versuchte, die Quelle des fremdartigen Geruches auszumachen.

Ciaran deutete auf die Tonflasche. »Ich nehme an, du meinst das *Garum*. Möchtest du kosten? Bei uns zu Hause würzt man fast alle Speisen damit.«

Misstrauisch griff Kjell nach der aus Salz und vergorenen Fischen bestehenden Soße und hielt sie sich unter die Nase. Sofort wandte er angewidert das Gesicht ab. »Das riecht wie ein toter Frosch.«

»Ja und? Wenn man Froschschenkel entsprechend zubereitet, schmecken sie ganz hervorragend«, erwiderte Ciaran erstaunt.

»Ihr esst wirklich Frösche?« Kjell klappte der Mund auf.

Er wirkte auf einmal so jung und unwissend, dass Ciaran sich das Auflachen nicht verkneifen konnte. »Nun ja, von Zeit zu Zeit...«

Ungläubig schüttelte Kjell den Kopf. »Ihr seid doch alle...« Er unterbrach sich und schenkte Ciaran stattdessen ein verkniffenes Lächeln. »Wie auch immer: Das hier riecht jedenfalls, als wäre der Frosch schon sehr lange tot und das kann unmöglich gesund sein.«

Ciaran lachte und schenkte ihnen Wein nach.

In dieser friedlichen, nahezu spielerischen Atmosphäre genossen sie ihr Mahl. Als nur noch ein paar einsame Apfelstrünke vor ihnen lagen, strich Ciaran mit dem Zeigefinger über den Rand seines Tonbechers. Die Ruhe zwischen ihnen gefiel ihm. Selbst die Tatsache, dass Kjells Tischmanieren reichlich unästhetisch waren, hatte ihn heute nicht stören können. Er hätte viel darum gegeben, den Anflug von Frieden zwischen ihnen zu erhalten. Aber die Fragen brannten zu drängend in ihm, als dass er sie länger hätte aufschieben können.

Ciaran ließ sich halb nach hinten sinken und stützte sich auf die Ellbogen auf. Er ermahnte sich innerlich, seiner Stimme keinen strengen oder gar anklagenden Unterton zu verleihen und räusperte sich ausführlich. »Hör mal, da ist etwas, das ich dich gerne fragen würde.«

Augenblicklich hielt Kjell, der mit dem letzten Rest Brot seinen Teller abgewischt hatte, in der Bewegung inne und sah zu ihm auf. »Ach ja? Und was genau wäre das?« Das Misstrauen war in seine Stimme zurückgekehrt.

Ciaran befeuchtete mit der Zungenspitze seine Unterlippe. »Es geht um die Brandnarbe auf deiner Brust. Die über deinem Herzen«, setzte er vorsichtig seine Rede fort.

Er hatte den Satz noch nicht beendet, als bereits ein Gewittersturm über Kjells Gesicht zu ziehen schien. Die unterschiedlichsten Gefühle blitzten auf und verschwanden wieder, viel zu rasch, als dass man aus ihnen hätte schlau werden können.

Wieder räusperte Ciaran sich, um seine Stimme zu klären. Kurz erwog er, sich dumm zu stellen und so zu tun, als ob er bisher gar nichts über das Mal wusste. Doch dann entschied er sich dagegen. Kjell würde es ihm zweifelsohne übel nehmen, wenn er ihn an der Nase herumführte.

»Man hat mir gesagt, dass sie Teil deiner Bestrafung ist«, fuhr Ciaran behutsam fort. »Eine Art Abschreckung für andere germanische Sippen, damit sie dich nicht aufnehmen. Ich... Es heißt auch, dass es nur wenige Verbrechen gibt, die so schwer...« Erneut hielt er inne. Es half nichts, Kjell auf Zehenspitzen zu umschleichen. Die Frage blieb unabhängig von ihrer Verpackung von hässlicher Natur. »Was hast du angestellt? Warum haben sie dich so hart bestraft?«, stieß Ciaran endlich hervor.

Kjells Hand fuhr zu seiner Brust. Kurz verzog er den Mund, als schmerze ihn die Berührung der Narbe, doch dann wurde sein Gesicht rot. »Was schert es dich?«, grollte er. »Ich wurde bereits von meinem Volk bestraft. Bei deinem eigenen sitze ich die nächste Strafe ab, ohne zu wissen, ob ich jemals wieder freikomme. Willst du nun auch noch über mich richten?«

»Nein«, stellte Ciaran hastig klar. Er stützte sich auf einen Arm und legte den Kopf in die offene Handfläche, bevor er bewusst leise entgegnete: »Ich möchte nur wissen, mit wem ich es zu tun habe. Ich möchte wissen, ob ich damit rechnen muss, dass du eines Tages Gift in meinen Wein gibst.« Letzteres entsprach nicht der Wahrheit. Er hielt Kjell nach wie vor für unfähig, einen Giftmord zu begehen. Sein Instinkt riet ihm aber, nach dem Ausschlussverfahren vorzugehen.

Anscheinend fiel seine Strategie auf fruchtbaren Boden. Kjell fluchte in seiner Muttersprache und setzte sich abrupt auf. »Wie kannst du es wagen? Ich würde mich eher in mein Schwert stürzen, als jemanden zu vergiften. Ich weiß nicht, was man dir alles erzählt hat, aber ich habe niemanden ermordet. Sicher, auf dem Schlachtfeld habe ich Hunderte von Männern erschlagen, aber ich habe niemandem von meinem Volk ein Leid angetan.«

Ciaran sah den Zorn, die Aufrichtigkeit, aber auch etwas anderes, etwas Fremdes in Kjells Augen. Empörung, weil Ciaran ihm etwas so Ehrloses unterstellte? Frustration, weil man ihn zu Unrecht bestraft hatte? Oder schlicht Schmerz, weil er vertrieben worden war?

»Niemandem?«, hakte er nach. »Auch keinem Kind?«

»Niemandem«, zischte Kjell zornig. »Bei uns dreht sich nicht alles um Tod und Mord, auch wenn ihr Römer das nicht glauben wollt.«

Ein kalter Klumpen sackte in seinen Magen und ließ ihn bereuen, dass er so gut gegessen hatte. Wenn Kjell die Wahrheit sagte – und das würde er jeden Moment herausfinden –, dann trafen seine schlimmsten Befürchtungen zu.

»Ich glaube dir«, raunte Ciaran, um Kjell zu beruhigen. Doch als die Worte seine Lippen passierten, stellte er fest, dass es sich um die Wahrheit handelte. Er glaubte Kjell. In der Art, wie er sich verteidigte, lag so viel Leid und gerechte Wut, so viel Nachdruck und Kraft, dass Ciaran sich nicht vorstellen konnte, dass er ihn belog. »Aber wenn es das nicht war, was hast du dann getan, um deine Leute gegen dich aufzubringen? Oder hat man dich zu Unrecht verurteilt?«

Die Frage schwebte zwischen ihnen im Raum wie die schwarze Feder einer Krähe, die sich von den Strömungen der Luft tragen ließ. Kjell atmete schwer und starrte ins Feuer. Ang gespanntes Schweigen breitete sich zwischen ihnen aus und zerrte an ihrer beider Nerven, bis Kjell plötzlich matt den Kopf schüttelte. »Nein, man hat mich zu Recht verurteilt.«

Seine Stimme klang dünner und unsicherer, als Ciaran es jemals zuvor bei ihm erlebt hatte. Tief in seinem Inneren begann es zu brodeln. Er wollte wissen, in was für eine Welt er eingedrungen war. Und er wollte einen weiteren Grund haben, die Nordmänner aus ganzem Herzen zu hassen.

»Hat man dich bestraft, weil du mit einem anderen Mann das Lager geteilt hast?« Ciarans Kehlkopf brachte raue Laute hervor, die nur vage an seine normale Stimme erinnerten. Als Kjell ihn entsetzt und beschämt zugleich anstarrte, wollte er sie am liebsten zurücknehmen.

»Nein... nein«, stammelte Kjell, doch selbst im unsteten Licht des Feuers war zu erkennen, dass sein frisch rasiertes Gesicht dunkelrot anlief. Er würgte ein wenig und Ciaran befürchtete schon, dass er das gute Essen auf seinem Teppich wiedersehen würde, aber gleich darauf gewann Kjell seine Selbstbeherrschung zurück und warf seinem Gastgeber einen sehr stolzen, nein, *trotzigen* Blick zu. »Nein, habe ich nicht. Aber ich hätte es vielleicht getan, wenn ich die Gelegenheit gehabt hätte.«

Ciaran schwindelte es. Er musste die Augen schließen, um den Aufruhr in seinem Inneren im Zaum zu halten. »Du hattest es vor und bist allein dafür verbannt worden?«

Kjell wand sich verlegen auf seinem Platz und schluckte noch einmal schwer, bevor er ihm erneut geradewegs in die Augen sah und fauchte: »Nein, ich wurde verflucht, weil ich einen anderen Krieger geküsst habe!« Er lachte hohl auf, bevor er fortfuhr. »Und was jetzt, großer Römer? Was willst du jetzt, wo du Bescheid weißt, unternehmen? Mich zurück in meine Zelle schaffen lassen? Ich hätte nichts dagegen einzuwenden!«

Ciaran hörte ihn kaum. Die Feuer des *Vesuvius* hätten nicht heißer sein können als sein Blut, das als dickflüssige Lava durch seinen Körper kroch. Das schwelende Gefühl der Taubheit, das er seit dem Morgen in sich trug, war explodiert und hatte zehrende Wut freigesetzt. Nicht auf Kjell, sondern auf dessen rückständige, ungebildete Sippe, die einen der ihren wegen eines lächerlichen Kusses von sich gestoßen hatte. Für einen Kuss, den Ciaran mit mehr Männern ausgetauscht hatte, als er zählen konnte.

Unfähig, seine Gefühle länger im Zaum zu halten, sprang Ciaran auf. »Ich kann es nicht glauben. Ich kann nicht glauben, dass es Menschen gibt, die so unzivilisiert sind, dass sie ihren eigenen Brüdern so etwas antun. Nicht einmal Tiere verhalten sich ihren Artgenossen gegenüber so grausam. Ich weiß nicht, wie du das siehst, aber du solltest dankbar sein, dass du mit diesen... diesen Wilden nichts mehr zu tun hast.«

Kjell blinzelte. Er schien Ciaran nicht folgen zu können, nicht zu begreifen, was er ihm vermitteln wollte. Stattdessen griff er sich erneut an die Brust, als hätte ihn dort ein Pfeil getroffen – oder als blute die alte Wunde von Neuem.

Die Röte auf seinen Wangen schwand und wich einer eisigen Blässe. Dann – für Ciaran gänzlich unerwartet – schoss Kjell ebenfalls in die Höhe, so abrupt, als hätte jemand eine straff gespannte Schnur durchtrennt.

»Wie kannst du es wagen?«, schrie er unvermittelt. »Wie kannst ausgerechnet *du* es wagen, uns als unzivilisiert zu bezeichnen? Wir sind nicht diejenigen, die unschuldige Menschen einfangen und zu Sklaven machen. Wir sind nicht diejenigen, die ihre Frauen wie Dreck behandeln, obwohl jedes Kind weiß, dass sie allein die Quelle des Lebens sind.«

Wäre Ciaran weniger wütend gewesen, hätten diese Worte kein weiteres Öl in das Feuer in seinem Inneren gegossen. Vielleicht hätte er sogar innegehalten und darüber nachgedacht, wie die Bemerkung gemeint war, dass die Römer ihre Frauen schlecht behandelten, aber so gab er hitzig zurück: »Wovon bei allen Göttern sprichst du da eigentlich? Was interessieren mich irgendwelche Frauen und wie kannst ausgerechnet *du* es dir erlauben, Rom anzugreifen? Aber darin seid ihr Germanen ja am besten, nicht wahr? Hinterrücks eure Verbündeten niedermachen, in den Wäldern umherstreuen und Truppen überfallen, die euch nichts getan haben. Und ja, wir halten Sklaven, aber wir behandeln sie wenigstens gut und schlachten sie nicht ab wie Vieh. Ich kann dir versprechen, dass jeder einzelne Sklave in Rom ein besseres Leben führt als ihr hier in euren stinkenden Mooren. Wir sind hergekommen, um euch im Römischen Reich willkommen zu heißen. Aber was habt ihr getan? Ihr habt uns verraten und grundlos den Frieden zwischen unseren Völkern zerstört!«

Kjell lachte höhnisch auf. Mit verschränkten Armen baute er sich vor Ciaran auf. »Grundlos? Bist du mit Dummheit geschlagen oder willst du nicht verstehen, dass wir tausend gute Gründe hatten, euch anzugreifen? Dies hier...« Er deutete in einer vagen Geste um sich. »...ist unsere Heimat. Ein wildes, widerspenstiges Land, das uns kaum ernähren kann. Wir wollen eure falschen Geschenke und euren verlogenen Frieden nicht, aber habt ihr jemals danach gefragt? Ich will dir einen Grund nennen, nur einen einzigen Grund, warum wir euch angreifen mussten: Jedes Mal, wenn ihr ein Lager aufschlagt, wenn eure Truppen durch unsere Wälder trampeln, jagt ihr unsere Rehe, unsere Wildschweine und unsere Hirsche. Wenn ihr auf unsere Flüsse und Seen trifft, fischt ihr sie leer und lasst für uns nichts als Gräten übrig.

Wo ihr geplündert habt, sind die Wälder tot. Dann müssen wir unsere Siedlungen aufgeben, denn der Boden allein kann uns nicht ernähren. Dank euch und eurem Hochmut sterben in jedem Winter kleine Kinder, weil ihre Mütter halb verhungert sind und keine Milch mehr haben. Wegen euch müssen sich große Sippen auf engstem Raum zusammenrotten, obwohl der Wald nicht genug Nahrung für alle bietet. Wegen euch müssen wir uns gegenseitig bekriegen

und einander das Essen stehlen, um selbst überleben zu können. Und nun sag mir noch einmal, dass wir *keinen* Grund hatten, euren verrückten Varus und seine Legionen auszulöschen.«

Ciaran hätte am liebsten geschrien, presste aber fest die Lippen zusammen. Einzig der Wunsch, sich von dem tobenden Germanen abzugrenzen, brachte ihn dazu, leise zu sprechen. »Wir sind nicht dafür verantwortlich, dass ihr nie gelernt habt, einen Acker zu bestellen«, quetschte er durch fest aufeinandergepresste Zähne hervor. »Eure mangelnde Bildung habt ihr euch selbst zuzuschreiben.«

Es klang überzeugend, und er wusste, dass er recht hatte – und doch hatte ein winziger Teil von ihm bei Kjells Worten verblüfft aufgehört. Nahmen die Römischen Truppen diesem Land wirklich so viel, dass es seine Kinder nicht mehr ernähren konnte?

Er wehrte die Überlegung ab, als wäre sie ein angriffslustiges Insekt. So ein Unsinn. Und selbst wenn Kjell nicht maßlos übertrieb und in dieser einen Angelegenheit recht hätte, änderte das nichts daran, was für Ciaran im Vordergrund stand.

Er machte einen Schritt nach vorn und sah Kjell fest in die Augen. »Ob du es begreifst oder nicht, es geht hier nicht um Truppenbewegungen und gejagte Hirsche. Nicht einmal um Varus' Legionen. Es geht darum, dass dein Volk einen Mann verbannt hat, der für es gekämpft und dabei jedes Mal sein Leben in die Waagschale der Götter geworfen hat. Es geht um die Narben auf deiner Haut und darum, dass ich spätestens seit gestern weiß, dass du ein fähiger Krieger bist, der alles für seine Leute gegeben hätte. Es geht darum, dass man dich für etwas verflucht hat, das ein jeder so genießen sollte, wie es ihm am besten gefällt. Die Götter haben sich etwas dabei gedacht, als sie dafür gesorgt haben, dass manche Männer die Gesellschaft von anderen Männern statt der von Frauen vorziehen. Und weder deine *Wala* noch deine Sippe hat das Recht, ein Geschenk der Götter dermaßen in den Schmutz zu ziehen.«

Lange standen Ciarans Worte unbeantwortet im Raum, während sie sich mit kalten Blicken maßen. Als Kjell schließlich totenbleich und sichtlich erschüttert den Mund öffnete, brachte er nur einen Satz hervor: »Ich möchte zurück in meine Zelle.«

Lesen Sie weiter in...

## **Das Würfelspiel der Götter**

Roman von Raik Thorstad

November 2019

**[www.cursed-verlag.de](http://www.cursed-verlag.de)**